.B39

Rheinheſſen zur Zeit der Franzoſenherrſchaf

1792—1814

Von Heinrich Bechtolsheimer

Digitized by Google

Rheinhessen
zur Zeit der Franzosenherrschaft
1792—1814

Ein Vortrag von Heinrich Bechtolsheimer
Pfarrer zu Mombach

2. Tausend

1905

Kranzbühler's Verlag, Worms
.. gegründet im Jahre 1700 ..

Kommissionsverlag: H. Kräuter'sche
Buchhandlung (Jul. Stern) Worms

Digitized by Google

Buchdruckerei Kranzbühler
Worms — gegründet 1700

Digitized by Google

239832
NOV 30 1920
F47
R34
B39

Vorwort.

Der Oeffentlichkeit übergebe ich hiermit in erweiterter Gestalt einen Vortrag, den ich in den Jahren 1901–1903 an verschiedenen rheinhessischen Orten – Alzey, Nieder-Saulheim, Sauer-Schwabenheim, Planig und Worms – gehalten habe. Allerwärts brachte man dem von mir behandelten Gegenstande großes Interesse entgegen, und oft wurde der Wunsch geäußert, daß ich meine Arbeit einem weiteren Kreise zugänglich machen möchte. Indem ich diesem Wunsche hiermit nachkomme, verhehle ich mir nicht, daß ich auf den nachfolgenden Seiten den Gegenstand keineswegs erschöpft habe. Archivalische Studien liegen meiner Schrift nicht zugrunde, da eine anstrengende amtliche Tätigkeit und andere litterarische Arbeiten mir hierzu nicht die Zeit gaben. Wenn ich trotzdem mit meinen Studien vor die Oeffentlichkeit trete, so bestimmt mich hierzu der Umstand, daß die Geschichte der Franzosenherrschaft in Rheinhessen bisher noch keinen Bearbeiter gefunden hat. Vielleicht gibt meine Schrift den Anstoß, daß man der rheinhessischen Lokalgeschichte mehr als seither nachgeht. Viel geschichtliches Material über die Franzosenzeit liegt noch unbenützt in den Registraturen der Gemeinden und Kirchen; auch im Privatbesitz dürfte sich manches wertvolle

Digitized by Google

Dokument befinden, das der Veröffentlichung harrt. Erst, wenn diese Schätze gehoben sind, läßt sich eine ausführliche Geschichte der Franzosenherrschaft in Rheinhessen schreiben.

Den beiden Herren Professor Dr. Velke und Hofrat Börckel, die mir in freundlicher Weise die in der Mainzer Stadtbibliothek befindliche Litteratur an die Hand gaben, sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt.

Mombach bei Mainz, den 15. März 1905.

Heinrich Bechtolsheimer.

Digitized by Google

Hochverehrte Verſammlung! Von dem Tema, zu deſſen Behandlung ich mir in dieſer Abendſtunde Ihre Aufmerkſamkeit erbitte, glaube ich ſagen zu dürfen, daß es in doppelter Hinſicht auf Ihr Intereſſe rechnen kann. Ich habe die Abſicht, zu Ihnen über „Rheinheſſen zur Zeit der Franzoſenherrſchaft", alſo über die Geſchichte Rheinheſſens in den Jahren von 1792 bis 1814 zu reden. Ich möchte mit Ihrer gütigen Erlaubnis heute mit Ihnen in alte Zeiten zurückgehen, Ihren Blick um 100 Jahre zurücklenken, ich möchte Ihnen Begebenheiten und Zuſtände vorführen, die einſt um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in das Leben unſerer Vorfahren gewaltig eingegriffen und ihre Seelen mächtig erregt haben. Dabei darf ich, meine Damen und Herren, wohl vorausſetzen, daß Sie mit mir einig ſind in der Wertſchätzung der Kenntnis unſerer geſchichtlichen Vergangenheit. Gewiß wollen wir, die wir am Anfang des 20. Jahrhunderts ſtehen, moderne Menſchen ſein, keine rückwärts gewandte Träumer, die ihre Zeit nicht verſtehen und ſich nach Art der deutſchen Romantiker nach vergangenen Zeiten zurückſehnen; modernes Leben erfüllt unſere Seelen. Das wollen wir jedoch nicht ſo verſtehen, wie es vielfach heute verſtanden wird, daß wir uns nämlich über das Althergebrachte, namentlich über Religion und Sittlichkeit, hinwegſetzen wollen, wir ſind vielmehr moderne Menſchen in dem Sinne, daß wir unſere Zeit verſtehen, deren Aufgaben lebensvoll erfaſſen und an ihrer Löſung nach beſtem Vermögen mitarbeiten. Dabei wiſſen wir aber ſehr wohl, daß wir in allem, das wir denken oder tun, auf den Schultern der uns voraufgegangenen Gene-

Digitized by Google

rationen ſtehen, daß unſere heutige Kultur nicht von geſtern auf heute geworden iſt, ſondern den Ertrag der Arbeit von Jahrhunderten darſtellt. Aus dieſem Grunde allgemeiner Natur glaube ich mit meinen Ausführungen einigermaßen Ihren Wünſchen entgegenzukommen. Aber es kommt noch ein beſonderer Grund hinzu, der, wie ich hoffe, Ihr Intereſſe dem von mir zu behandelnden Gegenſtande zuwendet. Es iſt ein Stück Lokalgeſchichte, das ich Ihnen vorführen möchte. Ich möchte Ihnen einen Abſchnitt aus der Geſchichte unſerer Heimatprovinz Rheinheſſen vorführen, der bisher noch keine zuſammenhängende Darſtellung gefunden hat. Dieſe Tatſache erſcheint uns merkwürdig; denn keine Epoche unſerer Provinzialgeſchichte haftet ſo feſt in dem Bewußtſein des heute lebenden Geſchlechtes als die Epoche, da die Franzoſen auf dem linken Rheinufer die Herren des Landes waren, und wiewohl ſchon ein Jahrhundert ſeit der ſchweren Zeit der Franzoſenherrſchaft verfloſſen iſt, ſo lebt die Erinnerung an dieſe turbulente Zeit heute noch in unſeren Landsleuten weiter. In unſerer Mitte ſind gewiß viele, namentlich die Aelteren von uns, denen in der Jugend von ſolchen, die jene Zeit miterlebt haben, viel davon berichtet worden iſt. Viele Traditionen aus der Franzoſenzeit ſind auf unſere Tage gekommen. Es iſt auch kein Wunder, daß man von dieſer Zeit lange nachher ſo viel geſprochen hat und heute noch ſpricht; denn wie eine Sturmflut iſt damals eine fremde Nation über unſer geſegnetes rheiniſches Land gekommen, hat das Unterſte zu oberſt gekehrt, den Grund zu einer völlig neuen Entwickelung der Dinge gelegt. Freilich, es iſt kaum zu ſagen, was unſere Urgroßväter und Großväter damals erduldet haben, wo die Franzoſen anſtatt Freiheit und Gleichheit das Elend des Krieges und den Zwang der Unterdrückung gebracht haben. Eine viel geleſene Zeitſchrift, die „Gartenlaube“, brachte vor Jahren eine Reihe von Bildern und Geſchichten aus der Franzoſenzeit, die

Digitized by Google

alle die Ueberſchrift „Aus der Zeit der ſchweren Not“ trugen. Es war allerdings eine Zeit der ſchweren Not, als die Franzoſen in den Jahren 1792—1798 in dem jetzigen Rheinheſſen Städte und Dörfer ausſaugten, als ſie mit Mord und Brand die Segnungen der franzöſiſchen Revolution einführten, die Glocken vom Turme und das Vieh aus dem Stalle raubten, als friedliebende Bürger als Geißeln weit weggeführt wurden oder in unwürdigem Frondienſte z. B. auf den Mainzer Schanzen ſchwitzen mußten. Es war auch dann noch eine Zeit der ſchweren Not, als die Hand des korſiſchen Eroberers hart und drückend auf unſerer Heimat lag, als die Jugend des Landes auf entlegenen Schlachtfeldern in Spanien und Rußland blutete und ſtarb, als deutſche Sprache und deutſche Sitten nahe daran waren, ganz verdrängt zu werden, bis endlich die ungebetenen Gäſte durch den Sturm der Befreiungskriege hinweggefegt wurden und eine friedliche Zeit nach den Jahren des Streites und des Elendes endlich für unſer Land anbrach. Daß dieſe Zeit in der Erinnerung unſeres rheinheſſiſchen Volkes haften blieb, iſt verſtändlich. Aber auch manche Eigentümlichkeiten in Sprache und Sitte, in der Rechtspflege und in der Verwaltung ſind von der Franzoſenzeit her geblieben, ſo daß eine Schilderung dieſer Zeit, ſpeziell vor einer Zuhörerſchaft, die zum größten Teile aus geborenen Rheinheſſen beſteht, gewiß am rechten Orte iſt.

An dieſer Stelle, meine verehrten Anweſenden, möchte ich zunächſt auf die Quellen hinweiſen, aus denen ich die nachfolgenden Ausführungen geſchöpft habe. Ich habe vorhin ſchon erwähnt, daß es eine zuſammenhängende Darſtellung der Geſchichte Rheinheſſens in der Franzoſenzeit noch nicht gibt, ich war demgemäß darauf angewieſen, mir den Stoff, den ich Ihnen in dieſem Vortrage bieten werde, aus zeitgenöſſiſchen Berichten zuſammenzuſuchen, ſodaß ich in Anſpruch nehmen darf, ſelbſt-

Digitized by Google

ſtändige Studien über den angegebenen Zeitraum angeſtellt zu haben. Den größten Teil meines Materiales habe ich Büchern, Zeitungen, Flugſchriften, Kalendern und Berichten aus der Franzoſenzeit ſelber entnommen. Die Mainzer Stadtbibliothek gab mir hinlänglich Litteratur dieſer Art an die Hand. Immerhin konnte ich auch einige Publikationen benützen, die in zuſammenhängender Form Einzelnes aus der Franzoſenzeit behandeln. Der Speyerer Domkapitular Remling gibt in ſeinem 1866 erſchienenen zweibändigen Werke „Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792—1798" ein ausgezeichnetes, auf ſelbſtändigen Forſchungen beruhendes Bild von den Begebenheiten in der heutigen Rheinpfalz, Bayern und auch in dem heutigen Rheinheſſen in den erſten ſchweren Jahren der Franzoſenzeit; Clemens Theodor Perthes, Profeſſor der Rechte in Bonn, ſchildert in „Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft" (Gotha, 1862) in abgerundeter und kunſtvoller Form die Einwirkungen der Franzoſenherrſchaft auf den ganzen deutſchen Weſten; Landgerichtsdirektor Bockenheimer in Mainz endlich hat in mehreren, äußerſt verdienſtvollen Veröffentlichungen in umfaſſender und intereſſanter Weiſe die Geſchichte der Stadt Mainz zur Zeit der Franzoſenherrſchaft geſchrieben. Ich halte es für meine Pflicht, zu erwähnen, daß ich die Arbeiten dieſer drei Geſchichtsforſcher ausgiebig benutzt habe und denſelben ſehr viel verdanke.

Nach dieſen Vorbemerkungen gehe ich zu meinem Tema ſelber über. Zwei Vorfragen ſind hier nicht zu umgehen, zunächſt die Frage, wie kamen die Franzoſen überhaupt in die rheiniſchen Lande? und dann die andere Frage: wie ſah es in dem von der franzöſiſchen Invaſion überfluteten Gebiete damals aus.

Die Urſache der franzöſiſchen Invaſion von 1792 und ſomit die Urſache zur dauernden Okkupation der Rheinlande durch

Digitized by Google

die Franzoſen liegt in letzter Linie in der franzöſiſchen Revolution. Wie Sie wiſſen, war dieſe gewaltige Bewegung im im Jahre 1789 ausgebrochen. Es liegt nicht im Rahmen meines Vortrages, die Gründe zu erörtern, die zu dieſer Umwälzung geführt haben, aber vielleicht iſt es doch angezeigt, mit wenigen Worten anzudeuten, auf welche Weiſe ſich der Zündſtoff angeſammelt hatte, der damals mit ſo furchtbarer Gewalt zur Exploſion kam. Man hat ſchon oft in der Geſchichte Revolutionen auf die Agitation freigeiſtiger Dichter und Schriftſteller zurückgeführt und hat die Poeſie und Philoſophie dafür verantwortlich gemacht, wenn in ein Land beſonders ſchwere Zeiten der Unruhe und Verwirrung gekommen waren. So hat man auch die franzöſiſche Revolution vielfach auf die Ideen zurückgeführt, die im 18. Jahrhundert von einer Anzahl franzöſiſcher Schriftſteller, z. B. von Voltaire, Rouſſeau und den ſogenannten Enzyklopädiſten ausgegangen ſind. Ich gebe zu, daß dieſe Männer vielfach dazu beigetragen haben, ihre Zeitgenoſſen über die unwürdigen und unerträglichen Zuſtände, in denen ſie ſich befanden, aufzuklären und in ihnen den Autoritätsglauben zu erſchüttern, aber die eigentliche Urſache jener großen Umwälzung liegt auf einem ganz anderen Gebiete. Nicht die Lehren der franzöſiſchen Philoſophen haben die Kataſtrophen von 1789 und 1793 herbeigeführt, ſondern, wie der berühmte franzöſiſche Hiſtoriker und Kritiker Hippolyte Taine in ſeinem epochemachenden Werke »Les origines de la France contemporaine« nachgewieſen hat, die faktiſchen, ganz und gar unhaltbaren Zuſtände im franzöſiſchen Reiche. Hunger und Not, Mißhandlung und Brutalität ſind mächtigere Förderer revolutionärer Bewegungen als philoſophiſche Traktate und ſozialiſtiſche Abhandlungen. An Hunger und Elend aller Art hat es wahrlich im revolutionären Frankreich nicht gefehlt. Im Jahre 1715, ſo berichtet Taine, ſind in Frankreich 6 Mil-

Digitized by Google

lionen Menſchen an Hunger und Elend geſtorben. Die Lebenshaltung der Landleute war unſäglich arm; Schwarzbrot, Wurzeln und Waſſer waren die Hauptnahrungsmittel, in Schmutz und Lumpen verkam das Volk. Und kein Wunder; denn die Steuern und Abgaben gingen in das Unerſchwingliche. Nicht nur der Staat forderte Abgaben, ſondern ebenſo ſehr auch der adlige Grundbeſitzer und die Kirche. Zudem war der Bauer ſeinem Grandſeigneur zu Frondienſten verpflichtet, ſodaß er kaum dazu kam, ſein Feld zu beſtellen. Sollte das Wild, das für das Jagdvergnügen des Herrn ſorgſam gehegt wurde, nicht ſeine Saat abfreſſen, ſo mußte der Landmann, nachdem er am Tage gearbeitet hatte, in der Nacht auf ſeinen Feldern Poſten ſtehen. Die nicht entrichteten Steuern wurden mit beiſpielloſer Härte beigetrieben, meiſt durch ſogenannte Exekutionsſoldaten, die aus der Hefe des Volkes, oft aus dem Zuchthauſe genommen waren. Während die oberen Hunderttauſend, die Ariſtokraten und die Angehörigen des höheren Klerus, in Frivolität und in geſuchter Geiſtreichigkeit, die die höchſten Probleme des Lebens tändelnd behandelte, dahinlebten, war das Volk verelendet und verdummt, in Bigotterie und Aberglauben verſunken. Daß unter ſolchen äußeren Umſtänden Geſindel aller Art das Land durchſtreifte, daß Vagabunden, Bettler, Wilddiebe, Räuber und Diebe Eigentum und Leben antaſteten, iſt begreiflich. Eine Hungersnot im Winter 1788—89, namentlich im Frühjahre 1789, war der unmittelbare Anſtoß zur Revolution. Und nun verbreitete ſich dieſe Bewegung mit Windesſchnelle durch das ganze Land. Wie bei einem Waldbrande im Sommer, wenn das Holz recht trocken iſt, die Flamme kniſternd von Stamm zu Stamm hinüberſpringt, ſo ging dieſe Bewegung mit einer faſt geheimnisvollen Wirkung durch ganz Frankreich von den Vogeſen bis zu den Pyrenäen, von der Normandie und Bretagne bis zu den ſonnigen Provinzen im Süden. Alles Beſtehende

Digitized by Google

wurde in jenen 5 schrecklichen Jahren vom 14. Juli 1789, dem Tag der Erstürmung der Bastille, bis zur Hinrichtung Robespierres am 28. Juli 1794 aufgelöst, Tausende von schuldigen und unschuldigen Menschen fielen den aufgestachelten Leidenschaften zum Opfer.

Es ist begreiflich, hochverehrte Anwesende, daß eine solche Bewegung nicht auf das Land, in dem sie entstanden ist, beschränkt bleibt, sondern daß ihre Wellenschläge sich auch nach außen hin bemerkbar machen. Das zunächst von der französischen Revolution in Mitleidenschaft gezogene Land war Deutschland. Wir müssen uns deshalb an diesem Punkte zunächst klar machen, wie es damals in Deutschland, speziell in dem linksrheinischen Deutschland aussah. Ohne diese Erörterung würde uns Manches, das in den nachfolgenden Ausführungen gebracht wird, unverständlich sein, insbesondere würden wir nicht recht verstehen, daß den Franzosen in den Jahren 1792 bis 1813 die kriegerischen Erfolge in Deutschland verhältnismäßig so leicht geworden sind, sowie, daß man die französische Okkupation in dem linksrheinischen Teile Deutschlands nicht gerade ungern gesehen hat.

Ein Deutschland in dem heutigen Sinne hat es in der damaligen Zeit nicht gegeben. Gewiß, noch bestand ja von der Zeit der Karolinger her das sogenannte heilige römische Reich deutscher Nation, das erst im Jahre 1806 ruhmlos untergegangen ist, aber die große Zeit der deutschen Kaiser war längst dahin, nur ein Schatten seiner einstigen Größe war das deutsche Reich, es fristete ein kümmerliches Dasein. Schon der geistreiche Spötter Voltaire hatte gesagt: »Y-a-t-il une contradiction plus frappante que celle du Saint-Empire-Romain? En quoi est-il saint? En quoi est-il empire? En quoi est-il romain?« Ueppig war die Kleinstaaterei in das Kraut geschossen, es wimmelte nur von Fürsten und souveränen Herren. Der Kaiser hatte im

Digitized by Google

Reiche gar keine Gewalt, das politische Leben in den einzelnen Staaten war gleich Null. Zu derselben Zeit, da die deutsche Dichtung auf ihrem Höhepunkt war, zu der Zeit, da ein Goethe und Lessing, ein Kant und Schiller den Ruhm des deutschen Namens verbreiteten, war es in politischer Hinsicht in Deutschland auf das Kläglichste bestellt. Die große Zeit der deutschen Dichtung und Philosophie fällt mit der Zeit zusammen, da das deutsche Reich völlig aus den Fugen ging. Alle Einrichtungen des Reiches: der Reichstag, das Reichskammergericht, die Reichsarmee waren nur Namen ohne Inhalt. Handel und Verkehr, Ackerbau und Gewerbe waren überall durch die Kleinstaaterei gehemmt, überall stand man vor Zollgrenzen, jeder kleine Staat urteilte nach einem anderen Rechte, die Handwerker waren in Zünfte eingeengt, die jede freie Entfaltung hinderten. Und mochten viele der damaligen deutschen Duodezfürsten noch so klein sein an Macht, daß sie oft nicht so viele Untertanen hatten, als heutzutage ein rheinhessisches Fabrikdorf Einwohner zählt, so umgaben sie sich doch mit dem gleichen kostspieligen Apparate wie die Großen der Erde; sie hatten ihre Hofbeamten, ihre Generäle und Minister, sie frönten zum Leidwesen ihrer Untertanen dem Jagdvergnügen, sie hatten ihre Günstlinge und meist auch ein Heer mit einer Anzahl von hohen Offizieren, die zu der Zahl der Soldaten in schreiendem Mißverhältnisse stand. Daß es infolgedessen in den kleinen Staaten nicht an merkwürdigen, ergötzlichen Vorkommnissen fehlte, liegt auf der Hand. Wir besitzen interessante Schilderungen aus dem Leben und Treiben an den Regierungssitzen der deutschen Kleinstaaten in den Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang (Braunschweig 1842). Lang war in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts Regierungssekretär des Fürsten von Oettingen und erzählt uns, wie es dort auf der Kanzlei und in den Sitzungen zuging. Ein Amtsdiener, so berichtet er, tritt

Digitized by Google

ein und überreichte ein Schreiben mit der Aufschrift: „Dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Johann Aloysio . . . nebst einem Dieb.“ Der Dieb war begreiflicher Weise nicht als Anlage, wie man nach der Aufschrift urteilen könnte, dem Schreiben beigepackt, sondern stand draußen vor der Türe. Von einer Sitzung der Regierung erzählt Lang: „Sie begann mit dem Vollzug einer allgemeinen Proskription über sämtliche in den fürstlich Oetting-Oetting'schen und Oetting-Spielbergischen Landen befindliche Hunde, worüber alle Aemter ausführliche Tabellen eingesendet hatten mit den Rubriken: Namen — äußerliche Gestalt — Alter — Gattung — Gebrauch und ohnmaßgebliches untertänigstes Gutachten. Diesen Tabellen folgend, segelten die Beschlüsse unter den günstigsten Winden rasch vorüber an Melac, an Bläß, an Gibacht, an Faßan; etwas unruhiger ging es doch noch über die Beißerl hinweg, sowie es aber an einen gewissen Zwackerl kam, geriet der Rat in die heftigste Aufregung. Der Referent wollte ihn totgeschlagen wissen, der primus votans, der einen jüngeren Bruder dieses Zwackerl hatte, konnte die herrliche Art nicht genug loben usw.“ Als Jang, der nebenbei bemerkt, ein unruhiger und leichtsinniger Mensch war, seine Stelle aufgibt, bedauert man, daß der Fürst und das Vaterland einen so geschickten und nützlichen Diener verliere. Es muß damals ein erhebendes Bewußtsein gewesen sein, dem Oetting-Spielbergischen Vaterlande anzugehören.

Am deutlichsten trat in dem angegebenen Zeitraum der Zerfall des deutschen Reiches an der deutschen Reichsarmee zu Tage. Sie war dazumal in einer Verfassung und Zusammensetzung, daß man es in Deutschland lieber mit einem ausländischen, feindlichen Heere zu tun hatte, als mit der Reichsarmee. Eine Kompanie wurde mitunter von 20 Staaten aufgebracht. Was das für Staaten waren, läßt sich denken. Immerhin mußte man sich an 20 Regierungen wenden, um Rekruten,

Digitized by Google

Ausrüstungsgegenstände und Sold zu bekommen, unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß eine Regierung so viel als möglich auf die andere abzuwälzen suchte. Die 3000 Mann, welche der schwäbische Kreis aufzubringen hatte, wurden ausgerüstet von 4 Kirchenfürsten, 4 weltlichen Fürsten, 14 Prälaten, 4 Aebtissinnen, 30 Grafen und 30 freien Reichsstädten. Schon diese Aufzählung ergibt uns ein Bild von der damaligen territorialen Verfassung. Wie das Heer, so war auch die Ausrüstung. In die Schlacht bei Roßbach zog die Reichsarmee mit Gewehren, von denen nur 20 pCt. brauchbar waren. Eine solche Armee war natürlich nichts weniger als schlagfertig. Wenn wir bedenken, wie schnell im Jahre 1870 sich von Deuschland aus eine Heeresmasse, wie man sie in dieser Zahl selten vorher gesehen hatte, nach der französischen Grenze in Bewegung setzte, so erstaunt man über die schneckenartige Langsamkeit, mit der im 18. Jahrhundert die Reichsarmee eine Mobilmachung betrieb und im Felde operierte. Viel schneller sind allerdings im Jahre 1792 die Preußen und Oesterreicher auch nicht zu Werk gegangen. Wir verstehen, daß unter solchen Umständen das deutsche Reich dem Ansturm des französischen Revolutionsheeres gegenüber so völlig machtlos war, und daß die weder durch Soldaten, noch durch widerstandsfähige Festungen gedeckten Rheinlande im Handumdrehen von den Franzosen erobert wurden.

Wie im ganzen deutschen Reiche, so sah es damals auch in der Gegend aus, die heutzutage als Provinz Rheinhessen zum Großherzogtum Hessen gehört; bekanntlich gibt es eine Provinz Rheinhessen erst seit dem Jahre 1816. Die Landkarte unserer Gegend war damals sehr buntscheckig. Der größte Teil des heutigen Rheinhessens gehörte zur Kurpfalz; Alzey und Oppenheim waren kurpfälzische Oberamtsstädte. Die Gegend zwischen Mainz und Bingen war kurmainzisch, Worms seit alten

Digitized by Google

Zeiten freie Reichsstadt. In dem Teile, der an die Nahe angrenzt, herrschten, wenn man das Wort von so kleinen Potentanten gebrauchen darf, die Rheingrafen, zwischen Worms und dem Donnersberg waren nassauische, falkensteinische und leiningische Gebietsteile. Man gewinnt ein Bild von der damaligen territorialen Verfassung, wenn man hört, daß von den 19 Dörfern, die zu dem späteren Kanton Oppenheim gehörten, 9 pfälzisch waren, 2 mainzisch, 3 leiningisch, 2 dienheimisch, 1 sickingisch, 1 hettersdorfisch, 1 den Ganerben. Anderwärts herrschte in dem heutigen Rheinhessen dieselbe Gebietszersplitterung. Von einer guten Verwaltung konnte deshalb nicht die Rede sein, mitunter wollten einzelne Fürsten ja das Beste mit ihren Untertanen, aber der Mangel an Einhelligkeit unter den verschiedenen Regierungen konnte nur ungünstig wirken. Namentlich die Kurfürsten von Mainz waren in den letzten Jahrzehnten vor dem Zusammenbruch ihres Staates einsichtige und wohlwollende Herrscher, die ihre Toleranz dadurch bekundeten, daß sie vielfach gebildete Protestanten nach Mainz zogen. Aber unter den linksrheinischen Fürsten waren auch unerträgliche Tyrannen. In diese Kategorie gehörte namentlich der Herzog von Zweibrücken, der durch seine Jagden den Unwillen seiner Untertanen hervorrief. Wenn er in seinem Gebiete eine große Jagd veranstaltete, so mußte jeder Bürger Treiberdienste verrichten, oder, wenn er das selbst nicht konnte, seinen Sohn oder seine Tochter schicken. Die Ungebühr; welche die hohen Herren bei diesen Jagden mit den armen Leuten trieben, soll entsetzlich gewesen sein. Im Jahre 1780 erbaute der Herzog auf dem Karlsberge ein prächtiges Schloß; die Gebäude, die hier für die Unterbringung von Jagdhunden bestimmt waren, waren für 800 dieser Vierfüßler berechnet. Als später die Franzosen kamen und das Schloß gründlich zerstörten, sollen sich des Herzogs Untertanen an der Plünderung beteiligt haben; so

Digitized by Google

groß war der Zorn und Unwille der Mißhandelten. Unerquicklich waren auch die Zustände in der Kurpfalz, namentlich waren hier im letzten Jahrhundert, ehe dieser Staat ruhmlos unterging, die Evangelischen schwer bedrückt. In dem zum Kreise Alzey gehörigen Dorfe Badenheim lebte damals ein merkwürdiger Mann, den über die Mißregierung in der Kurpfalz geschrieben hat. Er hieß Isaak Maus, geboren 1748, gestorben 1834, seines Zeichens ein einfacher Bauersmann. Maus hatte nur die Schule seines Geburtsortes besucht, war aber als Dichter und Schriftsteller weithin bekannt. Mit verschiedenen deutschen Dichtern und Gelehrten stand er in regem Briefwechsel. Ein preußischer General, dern 1794 zu Flonheim im Quartiere lag, besuchte den merkwürdigen Mann, er fand ihn, wie er gerade hinter seinem Ochsen her vom Felde nach Hause ging. Der Feldmarschall Möllendorf schenkte ihm als Zeichen seiner Anerkennung Wielands Werke! Ueber die Zustände unter kurpfälzischem Regimente sagte Maus in einer Schrift: „Sollen wir jubilieren, daß wir fünfzig Jahre lang im Schweiß unseres Angesichts unser Feld bauen durften, um die Schweine und Hasen der Exzellenzen zu füttern. Oder sollen wir jubilieren, weil man uns oft mitten aus unserer nötigen Arbeit hinwegriß, um den Landschreibern und Oberbeamten im Frondienste große Häuser zu bauen und nach ihren zusammengestohlenen Landgütern bequeme und kostbare Straßen führen zu müssen? Oder gar, daß der Kurfürst uns und unser sauer erworbenes Eigentum einer Rotte von adeligen und unadeligen Dieben, Kammerdienern, Dirnen und Projektmachern preisgab?“ Daß unsere Vorfahren trotz dieser schweren Zeiten doch nicht die Köpfe hängen ließen, geht aus den Gedichten des Badenheimer Bauers hervor. Er schildert seine Landsleute als fleißig, intelligent und strebsam, aber auch als vergnügt und lustig. Namentlich, wenn im Orte Kirchweihe war und in

Digitized by Google

guten Weinjahren ſoll dies zum Vorſchein gekommen ſein. Ein — wohl aus Norddeutſchland ſtammender — Schriftſteller, der 1794 das heutige Rheinheſſen bereiſte, gibt in einem anonymen Buche „Ueber die Pfalz am Rhein“ (Brandenburg 1795) folgende Schilderung des pfälziſchen Volkscharakters: „Ich habe ſeit einiger Zeit beſonders Gelegenheit gehabt, den Pfälzer immer mehr zu ſtudieren und kennen zu lernen. Er ſcheint mir in mehr als einer Hinſicht zwiſchen dem Deutſchen und dem Franzoſen in der Mitte zu ſtehen. Das Blut, welches in den Adern des letzteren ſo flüchtig rollt, ſeinem Temperamente eine leichtſinnige Munterkeit und ſeinem ganzen Weſen eine gewiſſe Gewandtheit nnd Leichtigkeit gibt, vollendet ſeinen Kreislauf faſt eben ſo raſch auch in dem Bewohner dieſer Rheingegenden und namentlich in dem Pfälzer. Wahrſcheinlich rührt dies hauptſächlich mit daher, weil es täglich durch den Genuß des ſchmackhaften Erzeugniſſes ſeiner fruchtbaren Berge erfriſcht.“

Aber die rheinheſſiſche, oder beſſer geſagt, pfälziſche Fröhlichkeit ſollte bald einen trüben Stoß erleiden. Die Bewegung der franzöſiſchen Revolution ſchlug bald nach den Rheinlanden hinüber. Wenn dem Seeſtrande ein Sturm naht, ſo ſieht man zuerſt die Sturmvögel, die Möven auffliegen. Die Sturmvögel der franzöſiſchen Revolution, die nach Deutſchland hinüberflogen, waren nach einem ſchönen Bild Guſtav Freytags die ſogenannten Emigranten. Als nämlich vom Jahre 1789 an das ſeither hart bedrückte und nun unnatürlich aufgeregte Volk, der dritte Stand, der zum erſtenmal zum Bewußtſein erwacht war, ſeinen Unwillen gegen Adel und Geiſtlichkeit kehrte, fühlten ſich die ſeither herrſchenden Klaſſen in Frankreich nicht mehr ſicher, um ſo mehr, da die Revolutionsmänner kurzen Prozeß zu machen pflegten. „L'aristocrate à la lanterne“ war damals ein geflügeltes Wort und wenn das Revolutionslied ça ira geſungen wurde, wenn die Carmagnole an die Ohren der

Digitized by Google

Ariſtokraten klang, ſo war es um ihr Leben meiſt geſchehen. In eiliger Flucht nach dem Ausland ſuchten Adlige, Offiziere und Geiſtliche ihr Heil. Es waren naturgemäß die Rheinlande, die beſonders ſeit 1791 von den Emigranten überflutet wurden. Durch ſie gewannen unſere Vorfahren zum erſtenmal Fühlung mit der franzöſiſchen Revolution. Leider waren es die nichtswürdigſten Vertreter der franzöſiſchen Nation, die damals nach Deutſchland kamen. Gewiß hat es auch unter ihnen nicht ganz an wackeren Leuten gefehlt. Der Dichter Adalbert de Chamiſſo, der damals als Kind nach Deutſchland kam, war auch ein Emigrant, aber er war ein Mann von tadelloſer Geſinnung, der ſpäterhin als ſchlichter, beſcheidener Gelehrter in Berlin lebte. In einem bekannten, ſchönen Gedichte ſchildert dieſer Dichter ſeine Jugendeindrücke. Er träumt ſich zurück in das Schloß ſeiner Väter, in das Schloß Boncourt in der Champagne, er ſieht, wie es aufragt mit Türmen und Zinnen, er ſieht die ſteinerne Brücke, die Löwen des Wappenſchildes, die Burgkapelle, um dann in die rührende Klage auszubrechen: „Du biſt von der Erde verſchwunden, der Pflug geht über Dich hin.“ So ging es damals vielen franzöſiſchen Adligen, ſie wurden aus ihrem Vaterlande vertrieben, ihre Schlöſſer wurden zerſtört, ihre Güter zum Nationaleigentum erklärt. Zumeiſt an den Regierungsſitzen der geiſtlichen Fürſten am Rhein, alſo zu Mainz, Trier, Koblenz, auch zu Worms ſuchten die Vertriebenen einen Unterſchlupf und fanden denſelben unbegreiflicher Weiſe auch. Von jeher iſt es ein Erbfehler der Deutſchen geweſen, daß ſie ihre eigene Nation gering geachtet, alles Ausländiſche aber ungebührlich bewundert und überſchätzt haben. Wie viele gibt es heute noch unter uns, welche, wenn die Rede auf franzöſiſche oder engliſche Zuſtände kommt, ſich vor lauter Reſpekt am liebſten auf den Boden legen. Das war natürlich am Ende des 18. Jahrhunderts, wo der Deutſche auch nicht die Spur

Digitized by Google

von Nationalbewußtſein hatte, beſonders ſchlimm. So fühlten ſich die gutmütigen Deutſchen berufen, die Emigranten gaſtlich aufzunehmen, ſie wußten im Anfang nicht, daß ſie durchaus nichtswürdigen Menſchen das Gaſtrecht gewährt hatten. Wir beſitzen eine treffliche Schilderung des Lebens und Treibens der franzöſiſchen Emigranten aus der Feder eines rheinheſſiſchen Landsmannes, des Wendelsheimer Pfarrersſohnes Friedrich Chriſtian Laukhard. Ein Tugendheld iſt Laukhard freilich auch nicht geweſen, er lebt in der Geſchichte unter dem Namen der „litterariſche Vagabund" weiter. Nachdem er in Gießen ſtudiert und es in Halle bis zum Magiſter gebracht hatte, blieb ihm ſchließlich kein anderer Ausweg infolge ſeines zügelloſen Lebenswandels, als daß er preußiſcher Soldat wurde. Als ſolcher machte er den Feldzug in der Champagne 1792 mit und hatte Gelegenheit, auf dem Marſche die Emigranten näher kennen zu lernen. Er bezeichnete ſie in ſeinen Lebenserinnerungen als ein ſchändliches und ſchreckliches Ungeziefer, das nicht genug an den Pranger geſtellt werden könne und entwirft folgendes Bild von ihnen: „Ich ging ſchon den erſten Tag in ein Weinhaus (in Koblenz), wo die Franzoſen ihr Weſen trieben, und ließ mich mit ihnen in ein Geſpräch ein. Aber abgeſchmacktere Großſprecher habe ich mein Tage nicht gefunden, und ich kann es noch immer nicht ſpitz kriegen, wie irgend ein Deutſcher für ſolche Franzoſen einige Achtung hat haben können. Dieſe elenden Menſchen verachteten uns Deutſche mit unſerer Sprache und Sitte ärger, als irgend ein Türk die Chriſten verachtet. Im Wirtshauſe machte die Haustochter beim Aufwarten ein Verſehen; und — sacrée garce d'allemande (verfluchter deutſcher Nickel), chien d'allemand, bête d'allemande, waren die Ehrentitel, die dieſe sacrés bougres d'émigrés uns Deutſchen anhängten. Unſere Sprache verſtanden ſie nicht und mochten ſie auch nicht lernen; ſie nannten ſie jargon de cheval, de chochon

Digitized by Google

— Pferde- und Schweineſprache . . . Die Emigranten hatten damals Geld noch vollauf, und folglich das Mittel, ſich alles zu verſchaffen, was ſie gelüſtete. Aber ſie habens auch toll genug verſchleudert! Die koſtbarſten Speiſen und der edelſte Wein, der bey ihren Bacchanalien den Fußboden herabfloß, waren für ſie nicht koſtbar und edel genug. Für einen welſchen Hahn zahlten ſie fünf große Taler ohne Bedenken. Mancher Küchenzettel, nicht eben eines Prinzen oder Grafen, ſondern manches ſimplen Markis oder Edelmanns koſtete oft vier, fünf und mehr Carolins, ſie zahlten gerade hin, was man verlangte. Das ſchöne Sockenbrot, welches in Koblenz gebacken wird, wollte den edlen Herren nicht behagen, ſie aßen daher lauter Weitzenbrot, und nur deſſen Rinde: Die Krume kneteten ſie in Kügelchen und benutzten ſie zu Neckwürfen bey Tiſche . . . Die Emigraniten waren alle — luſtige Brüder und Windbeutel von der erſten Klaſſe. Den ganzen Tag ſchäkerten ſie auf der Straße herum, ſangen, hüpften und tanzten, daß es eine Luſt war, anzuſehen. Sie giengen alle prächtig gekleidet, und trugen ſchreckliche Säbel. Die Säbel wurden größtenteils in Koblenz verfertiget, und ſo hatten die daſigen Schwerdfeger Arbeit und Verdienſt genug. Daß Leute von dieſer Art mir nicht gefielen, nicht gefallen konnten, iſt für ſich klar. Ich nannte ſie, wie ich fand, die Peſt für unſer Vaterland — in jeder Hinſicht, phyſiſch, politiſch und moraliſch.“ Mit vollem Recht ſagt deshalb Guſtav Freytag von den Emigranten: „Sie waren Flüchtlinge, welche die Gaſtfreundſchaft eines fremden Landes genoſſen, aber mit bubenhafter Frechheit da, wo ſie die Stärkeren waren, den Bürger und Bauer mißhandelten und ihre törichten Gaſtgeber noch verlachten.“ Als ein deutſcher Gelehrter auf einem Rheinſchiffe ein franzöſiſches Lied mit dem Refrain: vive la liberté vor ſich hinſummte, zogen Emigranten, welche die Reiſe mitmachten, gegen ihn und ſeine Begleiter die Degen, miß-

Digitized by Google

handelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und ließen sie in Koblenz einsperren. Der Kurfürst von Mainz stellte dem Prinzen von Condé das bischöfliche Schloß zu Worms zur Verfügung, sofort geberdete sich dieser als Herr der freien Reichsstadt, übte sogar die Polizei aus und ließ Verhaftungen vornehmen. (Perthes, Politische Zustände und Personen, Bd. 1, S. 74.) In Mainz wurde die Ankunft des Grafen v. Artois durch ein Fest auf dem Lustschlosse Favorite gefeiert; der Kurfürst erließ scharfe Maßregeln gegen alle Feinde der Emigranten und wurde zum Dank dafür von diesen heimlich verlacht und verspottet. Im Anfang, so lange das Geld reichte, führten die Flüchtlinge, wie Laukhard berichtet, ein schwelgerisches Leben. Feste und Bälle lösten einander ab; die Herrschaften brauchten viele Diener und gaben namentlich den Kaufleuten, Wirten und Zuckerbäckern zu verdienen. Als das Geld jedoch aufgebraucht war und der Fortgang der französischen Revolution ihnen alle Einnahmequellen abschnitt, Niemand ihnen auch mehr leihen mochte, mußten die Emigranten sich nach einem Erwerbe umsehen, und mancher, der auf eine glänzende Ahnenreihe zurückblickte und früher im Ueberflusse gelebt hatte, wurde nun Sprachlehrer, Perückenmacher oder Reitknecht. Auch die deutsche Gutmütigkeit fand ein Ende. Zu Hamm in Westfalen entstand ein Aufstand gegen die Emigranten, weil sie über die Kleidung der Landleute gespottet und gesagt hatten: einem Bauer gehöre als Kleid an Festtagen nur ein Kittel von Leinwand. Ein witziger Kopf machte damals den Vorschlag, man solle alle Emigranten nach Podolien bringen, damit sie dort das Land urbar machten. Vor dem Ansturm der französischen Revolutionsarmee flüchteten sie in das innere Deutschland und suchten in Münster, Paderborn und Erfurt ein Unterkommen.

Digitized by Google

Die Aufnahme der Emigranten hatte jedoch für Deutschland politisch die schlimmsten Folgen. Natürlich hatten die vertriebenen französischen Adligen keinen heißeren Wunsch, als möglichst bald wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden und der französischen Republik alle erlittene Unbill heimzuzahlen. So schürten sie unablässig bei den deutschen Fürsten zum Kriege gegen Frankreich. Sie sammelten sogar selbst Heere, um sich an dem bevorstehenden Kampfe zu beteiligen. Alles schlechte Gesindel lief ihnen zu, und die deutschen Regierungen duldeten, daß Ausländer in Deutschland Soldaten anwarben, wieder ein Beweis dafür, wie kläglich es damals in Deutschland bestellt war. Der Prinz von Condé z. B. quartierte sich 1792 mit 2000 Mann in Speyer ein. Seine Leute trieben dort den tollsten Unfug; eine Staatsgewalt, die sich diesem Treiben widersetzt hätte, gab es nicht. Die Einwohner von Speyer bekamen einen Vorgeschmack von dem, was sie später noch ausstehen sollten. Die deutschen Staaten, besonders Preußen und Oesterreich, in der Furcht, die Revolutionsideen könnten sich auch nach Deutschland verbreiten, waren kurzsichtig genug, zum Schutze des französischen Königtums und der vertriebenen Adligen und Priester den Krieg gegen Frankreich zu betreiben. Sie glaubten einen Kreuzzug zu veranstalten, wenn sie gegen die „Patrioten", so nannte man die französischen Republikaner, zu Felde zogen. Einen äußeren Anlaß zum kriegerischen Vorgehen fand man auf deutscher Seite darin, daß Frankreich in den Jahren 1789 bis 1792 zur „Arrondierung" seines Gebietes kleinere Gebietsteile, die zunächst der Grenze lagen und verschiedenen deutschen Fürsten gehörten, kurzer Hand sich angegliedert hatte. Jedenfalls hat es die Kurzsichtigkeit der deutschen Regierungen verschuldet, daß über unsere Heimat die Invasion eines fremden Volkes und jahrelange Kriegsunruhen kamen. Es liegt nahe, hiermit die weitausschauende Politik unseres Kaisers, die sich

Digitized by Google

zum Heile des eigenen Landes alle Einmiſchungen in fremde Angelegenheiten, z. B. in die Angelegenheiten der ſüdafrikaniſchen Freiſtaaten enthielt, zu vergleichen.

Ehe jedoch Preußen und Oeſterreich recht überlegt hatten, wie ſie die franzöſiſche Revolution zu Boden ſchlagen ſollten, hatte der franzöſiſche Nationalkonvent, geärgert durch das Treiben der Emigranten, den Krieg erklärt, und mit einer bis dahin unerhörten Schnelligkeit trugen die Franzoſen den Krieg auf das deutſche Gebiet hinüber. Während die Preußen über Coblenz und Trier langſam nach der Champagne vorrückten und die Oeſterreicher untätig im Breisgau ſtanden, unternahm der General Cuſtine einen kühnen Zug gegen den Rhein. Man hatte ihm von Seiten der franzöſiſchen Republik völlig freie Hand gegeben. Im September 1792 ſammelte er bei Landau ein Heer von 18,000 Mann. Dieſes Heer war ſchlecht uniformiert und bewaffnet, auch mangelhaft ausgebildet, aber von großer Begeiſterung erfüllt. In Frankreich hatte „une levée en masse“ eine Aushebung aller waffenfähigen Männer ſtattgefunden, das franzöſiſche Heer war wie etwa heute das deutſche ein Volksheer, erfüllt von Patriotismus, während bei den Preußen und Oeſterreichern, wo noch der Korporalſtock ſein Recht behauptete, von Begeiſterung und Kriegsluſt nichts zu ſpüren war. Am 29. September brach Cuſtine auf; auf ſchmutzigen, vom Regen aufgeweichten Wegen ging es vorwärts gegen Speyer. Vorſichtsmaßregeln hatte man dort kaum getroffen, zum mindeſten den Widerſtand nicht organiſiert. Bald war die Stadt überrumpelt und eingenommen, ein Freiheitsbaum, mit roten Jakobinermützen geziert, wurde aufgeſtellt, daneben aber auch in weitgehendem Maße geplündert.

Nicht lange blieb Cuſtine in Speyer. Am 4. Oktober war er bereits in Worms, deſſen Tore offen ſtanden. Eine eingehende Schilderung der damaligen Vorgänge in Worms unter-

Digitized by Google

laſſe ich hier, weil das Nähere darüber in dem ausgezeichneten, vielen von Ihnen bekannten Werke von Heinrich Boos „Geſchichte der rheiniſchen Städtekultur“ nachzuleſen iſt. Ein paniſcher Schrecken erfaßte auf einmal die Rheinländer. Der Ruf: die Franzoſen kommen, genügte, um ſehr viele zur eiligſten Flucht zu veranlaſſen. Man wußte es aus den Erzählungen der Vorfahren noch zu gut, wie die Franzoſen 1689 in der Pfalz gehauſt hatten, man wußte auch, daß der Rhein faſt ganz ſchutzlos dem Feinde preisgegeben war. Es iſt merkwürdig, wie dieſe Franzoſenfurcht bis in das 19. Jahrhundert nachgewirkt hat. Im Jahre 1848 verbreitete ſich eines Tages in einem großen Teile des weſtlichen Schwarzwaldes die Nachricht, die Franzoſen hätten den Rhein überſchritten und ſeien im Anmarſch.

Da flüchteten die erſchreckten Menſchen in der Nacht hinauf nach den Bergen. Am Morgen ſahen ſie, daß es nur blinder Lärm geweſen war, aber es iſt merkwürdig und faſt geheimnisvoll, wie ſich dieſes Gerücht damals ſo raſch von Dorf zu Dorf verbreiten konnte; einen Erklärungsgrund finden wir nur in der Furcht, die man von alten Zeiten her vor einem Ueberfalle der Franzoſen hatte. Der Kurioſität halber ſei hier noch eine Tatſache erheiternder Natur mitgeteilt, die auch nur durch die Franzoſenfurcht von 1792 zu erklären iſt. Ungefähr bis zum Jahre 1866, ſo erzählt der witzige bayeriſche Schriftſteller H. v. Selbitz, wurde an jedem Tage frühmorgens um 2 Uhr eine Kavalleriepatrouille von Germersheim aus auf der Straße nach Landau vorgeſchickt, um auszukundſchaften, ob nicht etwa der Feind im Anmarſche ſei. Die Patrouille ging regelmäßig bis zu einem gewiſſen Punkte vor und kam dann jedesmal mit der Meldung zurück, daß der Feind nicht zu ſehen ſei. Man hätte dieſe Vorſichtsmaßregel beſſer im Jahre 1792 anwenden ſollen.

Digitized by Google

Auch in Mainz hatte man damals gewaltige Angſt vor den Franzoſen, beſonders, als die Kunde kam, daß Worms genommen ſei. Beinahe wären die Franzoſen damals auf ihrem Siegeszuge durch eine Kriegsliſt aufgehalten worden. Ein preußiſcher Werbefeldwebel machte ſich anheiſchig, mit nur zwei Freiwilligen die Franzoſen zu vertreiben. Er beſtellte nämlich in Guntersblum, Oſthofen und einigen anderen Dörfern Quartier für 25,000 Mann Preußen. (Remling, die Rheinpfalz in der Revolutionszeit, Bd. 1.) Wirklich ließen ſich die Franzoſen dadurch täuſchen und zogen ſich ſchnell von Worms wieder nach Speyer zurück. Als ſie jedoch einſahen, daß ſie dupiert worden waren, gingen ſie direkt auf Mainz los.

In Mainz fehlte es nicht an Unzufriedenen, welche der franzöſiſchen Revolution mit unverhohlener Sympathie zuſahen. Der bekannte Gelehrte und Weltreiſende Georg Forſter, der nachmals in Paris guillotiniert wurde, war hier die Seele der Freiheitsbewegung. Als die Nachricht von dem Heranrücken der Franzoſen kam, erfaßte den Kurfürſten — er war ein Baron von Erthal — die Angſt, er fuhr, ſo erzählt Perthes, in dunkler Nacht nach Würzburg ab, nachdem er ſeine Koſtbarkeiten einpacken und ſein Wappen an dem Reiſewagen hatte abkratzen laſſen. „Der Adel, die hohe Geiſtlichkeit, die Emigranten hatten keinen anderen Gedanken, als ihre Perſon und ihre Schätze in Sicherheit zu bringen. Vom Morgen bis tief in die Nacht drängten ſich Kutſcher, Chaiſen, Frachtwagen, Karren in ununterbrochener Reihe hinüber auf das rechte Ufer; Geſpann auf Geſpann ſchleppte Wein, Hausgeräte, bewegliche Habe jeder Art an den Rhein; Frachtſchiffe, Jachten, Nachen fuhren tief beladen nach Coblenz hinab; zu Wagen, zu Pferde, zu Schiff flüchtete die ganze vornehme Welt aus Mainz . . Der Kanzler Albini redete auf dem Rathauſe die Handwerksleute als liebe Brüder an, verſprach, mit der Stadt zu ſtehen und zu fallen,

Digitized by Google

und warnte nachdrücklich einen jeden vor dem Gedanken, aus der Stadt zu fliehen; in derſelben Stunde aber, in welcher er dieſe Worte ſprach, wurden ſeine Stückfäſſer, köſtlicher Hochheimer Dechanei und ſeine anderen Schätze vor aller Welt Augen über den Rhein in Sicherheit gebracht." (Perthes, Bd. 1, S. 80 u. 81.) Nun hätte man ja denken können: Mainz iſt eine Feſtung und der Kurfürſt hat eine Armee. Gewiß: aber die Feſtung war durch die Nachläſſigkeit der Regierung gar nicht verteidigungsfähig, es fehlte an dem Nötigſten. Die ganze kurfürſtliche Armee zählte nahezu 3000 Mann, hatte ungefähr die Stärke eines kriegsſtarken deutſchen Infanterieregimentes. Zu dieſer Truppenzahl ſtand die Zahl der höheren Offiziere und Militärbeamten in großem Mißverhältniſſe. Der „Kurmainziſche Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1792" gibt uns intereſſante Angaben über den „Kurfürſtlichen Kriegsſtaat!" Derſelbe gliederte ſich in einen Hofkriegsrat und einen Generalſtab. Der Hofkriegsrat ſetzte ſich zuſammen aus einem Präſidenten, einem Vizepräſidenten, 7 Hofkriegsräten; zu dem Generalſtabe gehörten ein General en chef, 8 Generalfeldmarſchall-Leutnants, 3 Generalfeldwachtmeiſter. Ein ſtrategiſches Genie ſcheint keiner von dieſen Herren geweſen zu ſein, einzig der Hofkriegsrat Oberſtleutnant Eickemeyer war ein tüchtiger Offizier, aber es ging ihm, wie es ſchon vielen tüchtigen Männern gegangen iſt: die Flachköpfe hörten nicht auf ihn. In der Eile traf man einige Vorbereitungen: Studenten, rheingauer Bauern und Handwerksgeſellen wurden bewaffnet, die Schanzen wurden notdürftig ausgebeſſert.

Am 18. Oktober zog Cuſtine von Worms ab; ein Teil ſeiner Truppen zog den Rhein entlang, der übrige Teil marſchierte über Pfeddersheim und Alzey, in der Nacht darauf ſtand der Vortrab der Franzoſen ſchon in Weiſenau. Am 19. Okt. hatten die Franzoſen bereits die Stadt umzingelt und forderten

Digitized by Google

die Uebergabe; der Gouverneur willigte ein, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Man kann dieſe Einwilligung dem Manne nicht verdenken, wenn man ſich vor Augen hält, wie diejenigen, die die Pflicht hatten, die Stadt zu ſchützen, ihre Schuldigkeit getan hatten. Cuſtine hatte dafür geſorgt, daß ihm und ſeinen Truppen eine gute Meinung vorausging. Franzöſiſche Spione waren vorher als Savoyarden und Zimmerleute in Mainz erſchienen und hatten das gute Betragen der Franzoſen gerühmt. Beſonders diente den letzteren Folgendes zur Empfehlung: Ein Mainzer Bürger hatte auf einer Bleiche vor der Stadt für 1000 Gulden Wäſche liegen, er ſchickte gegen Abend Frauen, die die Wäſche holen ſollten, hinaus. Die franzöſiſchen Soldaten waren ſo artig, dabei zu helfen, ſo daß man ſie in der Stadt nicht mehr fürchtete.

Am 21. Oktober 1792 zogen die Franzoſen durch das Gautor ein. Sie ſahen abenteuerlich genug aus. Mit den Linientruppen ging es noch, aber die Freiwilligen und Nationalgarden ſahen aus wie die Zigeuner, zerlumpt und ſchmutzig. Bald waren die Mainzer mit den Fremden vertraut, ſie hefteten ſich die dreifarbige Kokarde, die Trikolore, an die Kopfbedeckung und ſangen die Carmagnole mit. Im Konventſaale des kurfürſtlichen Schloſſes bildete ſich eine ſogenannte Volksgeſellſchaft, der „Klub“ genannt. Das Beſtreben dieſer Geſellſchaft war, dem Volke nach Art der franzöſiſchen Revolution ſeine Rechte zu geben, es vom Druck der Standesherren, von Frondienſten und Zehntabgaben zu befreien. Wir begegnen alſo hier in Mainz zum erſten Male auf deutſchem Boden einem Sympathiſieren mit der franzöſiſchen Revolution. Die Mainzer Klubiſten bezeichneten ſich als „Neufranken“; Cuſtine proklamierte in Mainz die Frankenrepublik. Bezeichnend für die Klubiſten iſt, daß ſie alsbald ein Dekret erließen, das die Abſetzung aller Fürſten ausſprach.

Digitized by Google

Indeſſen blieb der Rückſchlag nicht aus. Die Preußen waren bis nach der Champagne vorgegangen, mußten aber im Herbſte 1792 einen ſehr beſchwerlichen Rückzug antreten. Wir beſitzen eine klaſſiſche Schilderung dieſes Rückzuges in Goethes „Campagne in Frankreich“. Auch unſer Landsmann Laukhard hat in ſeinen vorhin erwähnten Lebenserinnerungen dieſen Feldzug beſchrieben. Seine Darſtellung iſt allerdings nicht klaſſiſch, aber geſchichtlich ungleich wertvoller als die Goethe'ſche Schrift; denn der weimariſche Staatsminiſter hielt ſich im Hauptquartiere auf und ſah die Dinge mehr aus der Vogelſchau, Laukhard dagegen hatte le sac au dos, er ſchleppte als gemeiner Soldat den Torniſter und war allen Unbilden des Marſch- und Lagerlebens ausgeſetzt. Was er über die verregneten Biwaks, über die Märſche auf Straßen, die durch den anhaltenden Regen völlig grundlos waren, und über die Erkrankungen der Soldaten berichtet, erregt Schrecken. Im März 1793 verließ Cuſtine die Stadt Mainz, die nun von den Preußen eingeſchloſſen wurde. Dieſe Belagerung brachte den Bewohnern mancherlei Bedrängnis. Faſt täglich brannte es in der Stadt; die Jeſuitenkirche wurde ein Raub der Flammen. Am 23. Juli fiel die Stadt in die Hände der Verbündeten, die Klubiſten machten ſich aus dem Staube, die Franzoſen durften frei abziehen. Die Stadt war vielfach vernichtet. „Der Kurfürſt“, ſo ſagt Perthes, „fand Stadt und Land nicht wieder, wie er ſie vor 9 Monaten verlaſſen hatte. Die meiſten Kirchen und öffentlichen Gebäude waren ganz oder zum Teil verbrannt, die Paläſte der Domherren und des Adels, ganze Straßen lagen in rußigen Trümmern, die herrlichen Gartenanlagen waren vernichtet, die alten Baumgänge niedergehauen, Felder und Weinberge in weitem Umkreiſe vernichtet und viele hundert Familien an den Bettelſtab gebracht.“ Aber der Kurfürſt war durch dieſe traurigen Erfahrungen nicht gewitzigt worden, er

Digitized by Google

rührte keinen Finger, um die alten, verrotteten Zuſtände zu verbeſſern, ſondern wirtſchaftete in der alten Weiſe weiter, bis ſein Staat einige Jahre ſpäter kläglich zuſammenbrach.

An dieſem Punkte müſſen wir zunächſt einmal zuſehen, welchen Eindruck der Einfall der Franzoſen auf unſere Vorfahren gemacht hat. Ganz gewiß überwog zuerſt der Eindruck des Schreckens und der Furcht, dann aber, als man in der erſten Zeit ſah, daß die Franzoſen ſich manierlich betrugen, erwachte eine andere Stimmung. Man ſah in den „Franken“ die Befreier von unwürdigen Zuſtänden, man nahm ſie mit offenen Armen auf und ſympathiſierte mit der franzöſiſchen Revolution. Wie in Mainz, ſo war es auch anderwärts am Rheine; in Coblenz z. B. plante der jugendliche Schriftſteller Görres 1797 die Gründung einer „cisrhenaniſchen Republik“. Ueber dieſen Mangel an nationaler Geſinnung dürfen wir uns nicht wundern. Nationalbewußtſein hatten unſere Vorfahren nicht in der Zeit der elenden Kleinſtaaterei, am wenigſten hatten das die Fürſten. Das durch vielfache Härten, namentlich durch die Jagdrechte der hohen Herren gedrückte Volk wollte nicht ungern franzöſich werden. In Bergzabern wie auch an anderen Orten des linksrheiniſchen Gebietes ſchloß man ſich aus freien Stücken der franzöſiſchen Republik an, in Billigheim, in der jetzigen Rheinpfalz Bayerns, war ein reformierter Pfarrvikar die Seele der republikaniſchen Bewegung. Der Anſchluß an die franzöſiſche Republik wurde meiſt mit der Pflanzung eines Freiheitsbaumes gefeiert. Dabei ſcheint es nach mehrfachen Berichten z. B. aus Kreuznach, Sobernheim, Coblenz hoch hergegangen zu ſein. Der Baum wurde mit den roten Jakobinermützen geſchmückt, ein Feſtzug wurde veranſtaltet, rauſchende Muſik ertönte, und viel Pathos wurde in den Feſtreden zu Tage gefördert. Unter den genialen Zeichnungen Joſef Sattlers zu dem ſchon erwähnten Werke von Boos finden Sie eine, welche darſtellt, wie Männer

Digitized by Google

und Frauen mit der dreifarbigen Kokarde geſchmückt, um einen Freiheitsbaum tanzen.

Aber dieſer Freiheitsrauſch war in unſerer Gegend bald verflogen. Auf das Jahr 1792 folgten für unſere Vorfahren entſetzliche Kriegsjahre. Ungefähr 5 Jahre lang ſtritten ſich die Preußen und Oeſterreicher in wechſelnden Kriegszügen mit den Franzoſen herum; der Schauplatz dieſer Kämpfe war das heutige Rheinheſſen, die Umgebung von Kreuznach und die heutige Rheinpfalz Bayerns. Waren die Franzoſen im Anfang noch ziemlich glimpflich mit den Rheinländern umgegangen, ſo wurde das, je mehr die Kämpfe ſich hinauszogen, anders. Sie hatten vorgegeben, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu bringen und brachten in Wirklichkeit brutale Mißhandlung, Raub, Mord, Plünderung und grauſame Unterdrückung. Es iſt, hochverehrte Anweſende, weder meine Abſicht noch meine Aufgabe, Ihnen alle die kriegeriſchen Operationen dieſer Zeit vorzuführen, ich beſchränke mich darauf, zu zeigen, in welcher Weiſe jene Kämpfe in das Leben unſerer Vorfahren eingegriffen haben. Ich habe ſchon erwähnt, daß Cuſtine im März 1793 ſich von Mainz zurückziehen mußte. Er nahm ſeinen Weg über Alzey. Die Verbündeten rückten ihm nach und zogen am 29. März in Alzey ein, worauf die Franzoſen über Worms nach Speyer zurückgingen. Vollends, nachdem die in Mainz eingeſchloſſenen Franzoſen kapituliert hatten, war das heutige Rheinheſſen ganz in der Gewalt der Deutſchen. Hätten dieſe die errungenen Vorteile ausgenützt, ſo wäre unſere Heimatprovinz vor unſäglichem Schaden bewahrt geblieben. Aber auf einmal ſtockten gerade an der Südweſtgrenze Rheinheſſens die Vorwärtsbewegungen der Preußen und Oeſterreicher, ſie bezogen Kantonnementquartiere und ließen den Franzoſen in dem größten Teile des linksrheiniſchen Gebietes freie Hand. Warum ſie das taten, wußte man damals nicht ſofort. Eine Schrift aus

Digitized by Google

dem Jahre 1793 sagt: „Erst die Nachwelt wird den Schleier von den Geheimnissen wegnehmen, warum die Armeen der Verbündeten von der Uebergabe von Mainz an stille standen und die schöne Jahreszeit nutzlos verstreichen ließen." Die Nachwelt hat diesen Schleier längst gelüftet: es war die Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich, die jene unheilvolle Stockung der Kriegsoperationen veranlaßte. Keine der beiden Mächte gönnte der andern, daß sie sich Vorteile erringen sollte, auf jeder Seite war die Angst, daß der Nebenbuhler vielleicht einen Gebietszuwachs zu verzeichnen haben würde. Wie unheilvoll diese Politik bis in das 19. Jahrhundert hinein auf Deutschland eingewirkt hat, ist bekannt. Die Kosten mußte damals unser armes Land bezahlen; denn, wenn die Franzosen im Anfang der sicheren Erwartung waren, daß die Rheinlande bald der Republik einverleibt sein würden und wenn sie in dieser Erwartung ziemlich schonend vorgingen, so ging ihnen jetzt, da die Sache sich verzögerte, alle Rücksichtnahme verloren, und in unmenschlicher Weise traktierten sie unsere Vorfahren. In der Macht der Preußen und Oesterreicher hätte es gestanden, dieses Unheil abzuwehren. Aber sie taten nichts, und, was sie taten, war schädlich. Für den Geist, der damals in der österreichischen Regierung herrschte und zwar kurz nach dem Tode eines Josefs II., ist es bezeichnend, daß man nach der Einnahme von Speyer nichts Besseres zu tun wußte, als die Reaktion wieder einzuführen. Alles, was nach Republik aussah, wurde entfernt; der General Graf von Wurmser befahl, daß auf dem Marktplatze wieder der Lasterstein und das Halseisen, vor der Stadt wieder der Galgen aufgestellt wurde. 16 gefangene Speyerer Klubisten mußten den Freiheitsbaum umreißen, dann wurden sie an dem Schandeisen aufgestellt und mußten 14 Tage lang schwere Fronarbeiten verrichten. Eigentlich hätte Wurmser das Halseisen zieren müssen, er hätte dahin gehört.

Digitized by Google

Während die Oesterreicher diese Großtaten vernichteten, wurden in allen Teilen des linksrheinischen Gebietes von den Franzosen die größten Schandtaten verübt. Noch jetzt blutet uns das Herz, wenn wir hören, was damals unsere Vorfahren in Rheinhessen zu erdulden hatten. Selbstverständlich kann ich, meine Damen und Herren, hier nicht alle Plünderungen, Bedrückungen und Untaten erwähnen, die sich die Franzosen damals in dem heutigen Rheinhessen haben zu Schulden kommen lassen; in meinen, zeitgenössischen Berichten entnommenen Aufzeichnungen befinden sich viele Blätter, die darüber Bericht geben, und sie sind wahrlich keine Ruhmesblätter der grande nation. Ich führe Ihnen deshalb hier nur einzelne Bilder vor, die jedoch auf das Ganze schließen lassen. Im Jahre 1859 erschien in Leipzig eine Schrift „Treue Geschichte der Drangsale, die das Dorf J. bei Mainz im I. Revolutionskriege erlitten." Diese kleine Schrift ist sehr wertvoll, weil sie den Bericht eines Augenzeugen über Plünderungen in dem rheinhessischen Dorfe Jugenheim enthält. Im Herbste 1792, so wird hier erzählt, kommt ein Teil des französischen Revolutionsheeres nach dem Dorfe. Trompetengeschmetter weckt frühmorgens die Einwohner; sie sehen auf der Straße eine buntscheckige Gesellschaft: französische Reiter schwatzen und lachen, die Marketenderinnen springen mit ihren Schnapsfäßchen, die sie an der Seite hängen haben, durch den Straßenschmutz. Die Volontärs, die mit Piken, alten Musketen, Heugabeln, Aexten und Sensen bewaffnet sind, ähneln mehr Räubern als Soldaten. Ein Offizier fragt nach dem agent de village, er meint den Schultheiß und redet in französischer Sprache auf ihn ein. Das versteht der Schultheiß nicht, er sagt in seiner pfälzischen Mundart: Ich waaß net, was Sie wolle, ich versteh' nix. Die Soldaten dringen in die Häuser ein mit den Worten: allons, paysan, du vin, du pain, de la viande oder: à manger, à boire, und immer

Digitized by Google

fügen ſie hinzu: toute de suite. Werden die verlangten Sachen nicht ſofort beigebracht, ſo regnen die Flüche ſchockweiſe nieder; sacré nom de dieu und mille tonnerres bekommen die Leute zu hören. Sie tun, was ſie können, bringen Brot, Käſe, Fleiſch und in Milchtöpfen auch Wein. Endlich zieht die Truppe wieder ab, unter Toben und Jauchzen geht es weiter nach Mainz. Vierzehn Tage ſpäter kommt eine andere Abteilung, die weniger harmlos iſt. Der Schultheiß ſoll Stroh, Heu, Hafer und Mehl liefern, man bietet ihm dafür Aſſignaten, jenes wertloſe Papiergeld der franzöſiſchen Replublik, an; da der Mann die Annahme verweigert, nennt man ihn einen Beleidiger der franzöſiſchen Republik. Nun verſtecken die Einwohner ihre Sachen, Kellergewölbe werden gefüllt und dann zugemauert, Kiſten in der Scheune unter dem Stroh verſteckt. Aber die Franzoſen ſind merkwürdig findig, mit den Stiefelabſätzen klopfen ſie an die Wände, um zu unterſuchen, ob ſich nicht ein Hohlraum dahinter befindet, ſie hängen Bilder und Spiegel ab, um zu ſehen, ob keine Oeffnungen in den Mauern ſind, mit dem Bajonett ſondieren ſie im Scheuerſtroh und im Garten, ob da nichts verſteckt oder vergraben iſt. So finden ſie eine Kiſte, in der eine arme Frau ihre Sonntagskleider und ihr Weißzeug verſteckt hat, einem Manne nehmen ſie das Geld ab, daß er für ein Ackerziel auf Martini zurückgelegt hat. Ihr Benehmen wird immer wilder. Nachts bei Regenwetter kommt eine große Schar an, zu Dutzenden ſtürmen ſie die Häuſer, legen ſich beſchmutzt, wie ſie ſind, mit Stiefeln und Sporen in die Betten, während die Bewohner in der Scheune nächtigen müſſen. Im Jahre 1795 wird ein Mann von den Franzoſen ermordet. Zwei Marodeure wollten in ſeinem Hauſe plündern, da packt ihn der Zorn, mit dem Ausruf: „Euch ſoll der Teufel holen, ihr Gäſcht", wirft er ſie zur Türe hinaus, um gleich darauf erſchoſſen zu werden. Ein anderer Mann, dem die Räuber die

Digitized by Google

Kleider ausziehen wollen, wird mit dem Bajonett erſtochen. Dann müſſen die Einwohner Fuhrdienſte leiſten, mit den flachen Klingen werden ſie dabei geſchlagen. Weit mehr als die Franzoſen waren damals jedoch die ſogenannten Rotmäntel gefürchtet, öſterreichiſche Reiter, die ſich aus den der Türkei zunächſt gelegenen Gebieten rekrutierten. Sie ſchlitzten die Betten auf, ließen die Federn nach allen vier Winden fliegen und verübten andere Untaten. Oft mußten die Einwohner aus den Dörfern, die in der Nähe von Mainz liegen, in Mainz Schanzarbeiten verrichten; natürlich blieben auf dieſe Weiſe die Feldarbeiten liegen, und die Leute verarmten.

Auch das ſchon mehrfach von mir erwähnte Buch „Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarſchaft" enthält authentiſche Mitteilungen über die Drangſale in den erſten Jahren der Franzoſenzeit. Unter anderem teilt der Verfaſſer ein Geſpräch mit, das er mit einem Bauer, der in der Nähe von Alzey wohnte, geführt hat. Der Verfaſſer gibt die Aeußerungen unſeres Landmannes in der Mundart des letzteren wieder. Dabei kommen, da dem Norddeutſchen der pfälziſche Dialekt ungewohnt war, einige Sonderbarkeiten vor, immerhin gibt dieſes Geſpräch einen ſo anſchaulichen Bericht von den damaligen Kriegsdrangſalen, daß ich einzelne Stellen daraus hierher ſetze:

„Ich: Nun Erzähl Er mir doch, wie iſt es Ihm ſeit Jahr und Tag gegangen.

Er: Ich will's nit rühme'! 's hat immer viel Volk (Soldaten) in unſerm Dorfe k'lege', und mir hann wirklich zur K'nige ausgeſtande'.

Ich: Er hat alſo auch oft Einquartierung gehabt?

Er: O kewieß! Der Schultheiß wird mich nit verſchone; mir hann zuweile ſibbenzehn Drakoner zu einemmal im Hauſe kehabt.

Ich: Konnte Er ſo viele Pferde unterbringen?

Digitized by Google

Er: Was hatt's, ich mußte!

Ich: War Er denn mit Seinen Gästen so ziemlich zufrieden?

Er: Ei ja wohl! Es waren halt kar wüschte Kerle.

Ich: Was macht Euer Geistlicher?

Er: O der kute Herr ist wohl auf. Seitdem ihm der Pape (Vater) kestorbe' ist, hat er sein Parrgut verlehnt.

Ich: Ei, der alte Vater war im Herbste noch so munter. Woran ist er gestorben?

Er: Am Krieg! Es stirbt izt so mancher Pälzer dran. Das Scharmützel am achtzehnten Dezember bei dem unsrigen Dorfe setzte auch ihn in Angst und Schrekke! Als der Scekuli das Kreuznacherland im Stich ließ, kame' die Franzosen ins Dorf, um zu plündern! Ein Paar mutwillige Nationalbube' zogen des Herr' Parr's Papa nackend aus. Sie fingen bei den Stibbele' an und hörten beim Hemde auf. Die Angst zog ihm ein hitziges Fieber zu, und da war's um ihn keschähen."

Im weiteren Verlaufe dieses Gespräches äußert unser Landsmann, daß er den Preußen nicht die Macht zutraut, das linksrheinische Gebiet vor den Franzosen zu schützen, da er vielmehr auf die letzteren und das gerechte Regiment derselben seine ganze Hoffnung setzt.

Am meisten wurden unsere Vorfahren in den Jahren 1794—1796 gequält. Das Dorf Sauer-Schwabenheim wurde in dem letzgenannten Jahre völlig eingeäschert, angeblich weil ein Ortseinwohner auf einen französischen Offizier geschossen hatte. Ich habe im vorigen Jahre in Sauer-Schwabenheim nachgeforscht, ob nicht etwa noch die Erinnerung an dieses Ereignis lebendig sei. Man konnte mir jedoch nichts Genaues mitteilen, ein Beweis dafür, wie schnell auch höchst wichtige Ereignisse aus der Geschichte eines Dorfes, sobald Augenzeugen nicht mehr leben, aus der Menschen Gedanken verschwinden. Es wurde mir erzählt, ein französischer General hätte vor dem

Digitized by Google

Dorfe mit einem Fernglase die Gegend observiert, als ein Ortseinwohner nach ihm geschossen habe. Eine andere Version stellte die Sache als sehr harmlos hin: einem Sauer-Schwabenheimer Jäger sei durch Zufall das Gewehr losgegangen, die Franzosen dagegen hätten darin einen Angriff gesehen. Jedenfalls brach über das unglückliche Dorf ein furchtbares Strafgericht herein. Die Einwohner mußten in 10 Minuten ihre Behausungen räumen, dann sahen sie von einer Anhöhe, wie die Flammen das Dorf bis auf einige wenige Häuser verzehrten. Das Dorf Wonsheim im Kreise Alzey wäre beinahe einem ähnlichen Schicksale verfallen. Von einem verdorbenen Dorfbewohner war ein französischer Reiter erschossen worden. Beide hatten beim Kartenspiele miteinander Streit bekommen. Als der Soldat wegritt, lauerte ihm sein Gegner auf und schoß ihn vom Sattel. Zur Strafe für diese Untat sollte das Dorf niedergebrannt werden und wurde an 4 Ecken angezündet. Die erschreckten Bewohner hatten sich in das Appelbachtal geflüchtet. Da kam Gegenbefehl; es war dem Ortsgeistlichen gelungen, bei einem französischen Generale zu Gunsten seiner Gemeinde zu intervenieren.

Am grausamsten hausten die Franzosen damals in der heutigen Rheinpfalz Bayerns. Dieses blühende Land wurde in den schrecklichen Jahren 1793—1798 fast gerade so verwüstet, wie 100 Jahre vorher, als der französische General Melac im Lande gewesen war und der „allerchristlichste" König Ludwig XIV. den Befehl gegeben hatte de brûler le Palatinat. Es waren keineswegs bloß Soldaten, die diese Untaten verübten, sondern hauptsächlich französische Beamte. Man hatte nämlich in Paris den wahrhaft teuflischen Befehl gegeben, alles, was nur irgendwie Wert hatte, wegzunehmen und nach Frankreich zu bringen. Man brachte die Plünderungen sogar in ein gewisses System. Man setzte nämlich für das eroberte

Digitized by Google

Gebiet ſogenannte Ausleerungskommiſſionen ein. Der Name ſagt ſchon, was das für eine Behörde war. An der Spitze ſtand eine allgemeine Ausleerungskommiſſion, der Unterkommiſſionen untergeordnet waren. Das eroberte Land wurde in Diſtrikte eingeteilt und den Kommiſſionen, die die Ausleerung zu beſorgen hatten, überwieſen. Anſtändige, ehrbare Menſchen waren natürlich zu dieſer Art von Tätigkeit nicht bereit. Die Kommiſſare waren meiſt verkommene Geſellen, die irgendwie ſchon mit dem Strafgeſetze in Konflikt gekommen waren. In den an das heutige Rheinheſſen angrenzenden Gebietsteilen waren namentlich zwei dieſer Kommiſſare tätig, ein gewiſſer Rougemaitre und ein gewiſſer Winter, ein 24jähriger früherer Metzgergeſelle und leider, wie der Name bezeugt, von deutſcher Abkunft.

Dieſe Ausleerungskommiſſionen haben ihre ſchändliche Arbeit trefflich beſorgt. Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, mitunter auch das noch, wurde weggenommen. Die letzte Kuh wurde dem Landmann aus dem Stalle geholt, die Glocken wurden vom Turme geraubt, ſogar die Türklinken aus Meſſing wurden abgeſchlagen und geraubt. In Speyer — dieſe Stadt hat damals Unſägliches durchgemacht — nahm man den Leuten auf offener Straße Uhren und Geldbörſen ab. Die Kriegskontributionen an Geld und Naturalien waren oft ganz unerſchwinglich, und konnte das Verlangte nicht ſofort beigebracht werden, ſo ſchleppte man die angeſehenſten Bürger als Geißeln fort und behandelte ſie ſo, daß mancher aus Schreck und Mißhandlung ſtarb. Der Kaiſerdom in Speyer wurde geplündert, der Hochaltar zerſchlagen, die Orgelpfeifen wurden mitgenommen, Kruzifixe und Bilder verbrannt, den Handwerkern nahm man ihr Werkzeug. Auf dieſe Weiſe wurde eine ganze Menge von Gegenſtänden nach Frankreich geſchafft. In Bitſch lagerten allein 500 geraubte Glocken. In den

Digitized by Google

Dörfern gingen am Sonntag Morgen Jungen umher und gaben mit Handglocken das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes. „Als die zum Glockensammeln befehligten Franzmänner zu Speier die Glocken vom Turme stürzten, wollte der Zufall, daß eine davon ungewöhnlich tief in den Boden hineinschlug. Beim Ausgraben bemerkte man, daß sie in eben das unterirdische Totengewölbe gefallen war, in welchem einige Einwohner ihre beste Habe vor dem Feinde verborgen und ganz sicher geglaubt hatten. Die Finder dieses vor ihnen verborgenen Schatzes waren hoch erfreut über den vortrefflichen Spürhund, dem sie nebst einem glücklichen Ungefähr ihre unterirdische Beute zu danken hatten, und nannten ihn mit der ihnen eigenen Laune und aus Dankbarkeit einen guten Patrioten." (Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft.) Das Betragen der Ausleerungskommission war in jeder Beziehung unmenschlich und grausam. Von einem dieser Menschen schreibt die Munizipalität zu Zweibrücken: „Wir finden keine Farben, die schwarz genug sind, um dieß Ungeheuer abzumalen, das die Hölle zur Strafe seines Zeitalters ausgespien hat." Die Haupttriebfeder zu allen diesen Schandtaten war Robespierre. Als dessen Kopf am 28. Juli 1794 zu Paris unter dem Fallbeile gefallen war, hatte wenigstens das Schreckensregiment in Frankreich und in den eroberten Gebieten sein Ende erreicht, wenn auch immer noch genug Bedrückungen stattfanden. Wir verstehen, wenn wir uns die Ereignisse dieser Zeit vergegenwärtigen, daß Deutschland auch in seinem linksrheinischen Teile nach den Befreiungskriegen ein verarmtes Land war.

Ruhigere Zeiten kamen erst, als im Jahre 1797 die Rheinlande endgültig in die Gewalt der Franzosen kamen und zwar durch den Frieden von Campo Formio. Obwohl bei diesem Friedensschlusse das linksrheinische Gebiet nicht rechtlich den Franzosen überlassen wurde, so wurden diese doch durch ihre

Digitized by Google

ſonſtigen Erfolge ermutigt, die Politik zu befolgen, die einige Jahre ſpäter Napoleon ſo oft befolgt hat, nämlich kurzer Hand fremde Gebietsteile der franzöſiſchen Oberhoheit zu unterſtellen. Rechtlich ſind die Rheinlande erſt im Jahre 1801 eine franzöſiſche Provinz geworden, faktiſch gehörten ſie ſchon ſeit 1797 zur franzöſiſchen Republik.

Es iſt nicht leicht, ein erobertes Land zu verwalten. Namentlich im Anfang iſt hier ganz ungeheuer viel zu tun; denn die alten Ordnungen ſind meiſt ganz verſchwunden, überall muß von neuem organiſiert werden, neue Verwaltungsbehörden inſonderheit treten in Kraft. So war es damals in unſerer Gegend. Die Franzoſen hatten gründlich **tabula rasa** gemacht, alle Fürſten- und Dynaſtengeſchlechter waren wie weggefegt, alle früheren Ordnungen zerſchlagen, die franzöſiſche Republik mußte alles neu ordnen. In den Jahren von 1792 bis 1797 hatten die Franzoſen in den eroberten Rheinlanden keine feſten Verwaltungsordnungen gehabt, meiſt waren in dieſer Zeit die Generale auch zugleich die Adminiſtrationsbeamten. Sie ergriffen in den eroberten Diſtrikten die erforderlichen Maßregeln, verpflichteten die Behörden auf die Geſetze der franzöſiſchen Republik und erzwangen von den Landeseinwohnern den Eid, der Republik gehorſam zu ſein. Selbſtverſtändlich waren das nur proviſoriſche Maßregeln; die franzöſiſchen Behörden wechſelten ſehr oft und brachten nicht viel Segen. Meiſt war es den Beamten nur um den eigenen Vorteil zu tun. Man hatte zuerſt als oberſte Verwaltungsbehörde eine Zentralverwaltung in Aachen mit zwei Generaldirektionen und verſchiedenen Mittelkommiſſionen eingeſetzt. Dieſe Behörden blieben nicht lange beſtehen. Im Herbſte 1797 wurde ein gewiſſer Rudler zum Gouvernementskommiſſar für das neu eroberte, linksrheiniſche Gebiet ernannt mit dem Auftrage, in demſelben die franzöſiſchen Organiſations- und Verwaltungsformen ein-

Digitized by Google

zuführen. Am 6. Dezember des genannten Jahres langte Rudler in Bonn, seinem neuen Amtssitze, an, am 11. Dezember erließ er eine Proklamation an die Bewohner der ihm unterstellten Distrikte und begann nun sofort, durch eine große Zahl von Verfügungen und Bestimmungen die neue Organisation durchzuführen.

Durch diese Maßnahmen waren die Rheinlande in Wirklichkeit französisch geworden. Die früheren weltlichen und geistlichen Fürsten hatten aufgehört zu regieren, das linke Rheinufer war aus dem Verbande des deutschen Reiches ausgeschieden. Nie war es mit dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation kläglicher bestellt, als in diesen Jahren. Auch wenn dasselbe faktisch erst im Jahre 1806 sein ruhmloses Ende gefunden hat, als Franz II. der deutschen Kaiserwürde entsagte, so war es doch in Wahrheit schon neun Jahre früher aus den Fugen gegangen. Mit Recht urteilte der geistvolle Schriftsteller Görres, daß der Zerfall des Reiches mit dem Frieden von Campo Formio perfekt geworden sei, und hielt in einer deutschen Zeitschrift dem Reiche eine Leichenrede, worin es hieß: „Am 30. Dezember 1797, am Tage der Uebergabe von Mainz, Nachmittags um 3 Uhr, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse, bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen das heilige Römische Reich. Ach Gott, warum mußtest Du denn zuerst Deinen Zorn über dieses gutmütige Geschöpf ausgießen; es graste ja so harmlos und so genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich zehnmal die Wolle abscheeren . . . Sein Hang zum sitzenden Leben, verbunden mit seinem leidenschaftlichen Eifer für Religion, schwächte immer mehr seine Gesundheit, sein Kopf ward zusehends schwächer, bis er endlich zur Zeit der Kreuzzüge wahnsinnig wurde. Abgezehrt

Digitized by Google

zum Schatten, ſchlich der Kranke Jahrhunderte hindurch umher, bis er zur Zeit des dreißigjährigen Krieges heftige Blutſtürze bekam; als er ſich kaum von denſelben erholt hatte, kamen die Franzoſen, und ein Schlagfluß machte ſeinem Leiden ein ſchnelles Ende." Zum Schluſſe teilte Görres noch mit, daß der Verſtorbene die fränkiſche Republik als einzige rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers eingeſetzt habe mit der Bitte, daß dieſe verehrliche Republik das kleine aber gutwillig gegebene Geſchenk als ein Zeichen der Hochachtung und Liebe annehmen möchte. Dieſe pietätloſen Worte des damals einundzwanzigjährigen witzigen Schriftſtellers laſſen nicht erkennen, daß derſelbe nachmals ein überzeugter Katholik und eifriger Vorkämpfer ſeiner Kirche geworden iſt.

Unſere Vorfahren freilich haben durch den Untergang des Reiches keine Einbuße erlitten, im Gegenteil, für ſie brachen jetzt beſſere, glücklichere Zeiten an. Vorher hatten die Franzoſen, wie wir geſehen haben, in dem linksrheiniſchen Gebiete gehauſt wie einſt die Vandalen in Rom, jetzt, als das Land der franzöſiſchen Republik dauernd angeſchloſſen war und einen Beſtandteil derſelben bildete, verfuhren ſie in ihrem eigenen Intereſſe mit mehr Schonung. Und wir können es gar nicht in Abrede ſtellen, daß die Zeit, da unſere Heimatprovinz franzöſiſch war, für unſere Vorfahren in mancher Hinſicht eine gute Zeit war. Jedenfalls hatten ſie es unter der franzöſiſchen Regierung beſſer als unter vielen ihrer früheren Duodezfürſten. In der Kurpfalz z. B. waren die Zuſtände unmittelbar vor dem Zuſammenbruch dieſes Staates nicht weniger als roſig. Die Amtmänner waren beſtechlich und drangſalierten das Volk, die Geſetze waren vielfach nur für gewiſſe privilegierte Klaſſen gemacht. Das hörte jetzt auf, im franzöſiſchen Reiche war jeder gleich vor dem Geſetze. Ferner haben die Franzoſen wirklich Segensvolles gebracht, indem ſie eine einheitliche Verwaltung und ein

Digitized by Google

einheitliches Recht einführten. Früher gab es überall Grenzen und Zollschranken, jeder kleine Staat verwaltete und richtete nach anderen Rechtsgrundsätzen, nun war es schon etwas Großes um das Bewußtsein, einem großen, mächtigen Staate anzugehören. Auf die Vorteile wirtschaftlicher Art, die unsere Vorfahren von dem französischen Regime hatten, werde ich nachher noch zu sprechen kommen, desgleichen auch auf die daneben vorhandenen Härten der Franzosenherrschaft. Freilich waren unsere Vorfahren ja unter eine fremde Nation geknechtet, eine Nation, die darauf ausging, das deutsche Wesen in den Rheinlanden zu unterdrücken, aber dafür hatten unsere Vorfahren nicht viel Empfindung. Woher hätten sie auch Nationalbewußtsein haben sollen? Ihre Fürsten hatten ihnen dasselbe nicht beigebracht; denn diese wollten alle lieber französisch als deutsch sein, ihnen war Versailles das hohe Muster und Vorbild, nach dem sie unter charakterloser Verleugnung ihrer Heimat und ihres Vaterlandes immer hinschielten, und wie es in manchen Kreisen unseres Volkes heute als fein gilt, englische Gewohnheiten nachzuäffen und englisch zu sprechen, so galt es damals als die Blüte der Bildung und des Geschmacks, wenn man es den Nachbarn von jenseits der Vogesen gleich tat. Selbst derjenige Fürst, der im 18. Jahrhundert durch seine Taten am meisten zur Verherrlichung des deutschen Namens beigetragen hat, nämlich Friedrich der Große, hat das Deutsche, besonders die deutsche Sprache und Litteratur, verachtet und sich mit einem Stabe von französischen Gelehrten umgeben.

Wir wollen also unseren Vorfahren keine Vorwürfe darüber machen, daß sie sich mit der Franzosenschaft ziemlich gut abgefunden haben. Vielfach haben die neuen Herren sich um die Rheinlande verdient gemacht. Die besten und tüchtigsten Verwaltungsbeamten wurden in die eroberten Distrikte geschickt. Von 1797 bis zur definitiven und rechtsgültigen Einverleibung

Digitized by Google

der Rheinlande war der schon erwähnte Gouvernementskommissar Rudler der oberste Verwaltungsbeamte. Zunächst beschäftigten sich die Dekrete der Franzosen mit der Beseitigung des Vorhandenen. Schon 1795 waren alle Privilegien aufgehoben worden, Adel und Klerus, auch die Städte hatten dadurch völlig ihre seitherige Stellung verloren. Dann fielen die alten Feudalrechte, die Gerichtsbarkeit der hohen Herren, ihre Polizei; Jagdrechte, Zehnten, Fronden und Titel wurden aufgehoben. Dadurch wurde in unserer Gegend erst ein freier Bauernstand geschaffen, also Maßnahmen ergriffen, die von unendlichem Segen begleitet waren. Gewiß, Leibeigene, wie etwa auf der Insel Rügen, gab es damals hier zu Lande nicht, aber die Leute waren doch Jahrhunderte lang schwer gedrückt gewesen. Nun wurden sie zu citoyens, zu vollberechtigten Bürgern der französischen Republik. Durch eine Veröffentlichung vom 23. Januar 1798 nahm Rudler eine Neueinteilung der Rheinlande vor. Er teilte das eroberte Gebiet in vier Departements. Dieselben trugen die Namen: Departement Roer mit dem Regierungssitze in Aachen, Departement Saar mit dem Regierungssitze in Trier, Departement Rhein und Mosel mit dem Regierungssitze in Koblenz und Departement Donnersberg mit dem Regierungssitze in Mainz. Der zuletzt genannte Verwaltungsbezirk interessiert uns am meisten, er umfaßte die heutige Provinz Rheinhessen und die heutige Rheinpfalz Bayerns. Der Donnersberg, der mit seinem breiten Höhenrücken weit hinaus schaut in das Land, hatte dem Departement den Namen gegeben. Die Einteilung, die Rudler vollzogen hatte, verblieb bis zum Ende der französischen Herrschaft. Seit dem Jahre 1800 nannten sich die obersten Behörden eines jeden Departements Präfekturen. Das Departement Donnersberg umfaßte im Ganzen 37 Kantone. Es gliederte sich in die Unterpräfekturen Mainz, Speyer, Kaiserslautern und Zweibrücken. Zur

Digitized by Google

Unterpräfektur Mainz gehörten die Kantone Alzey, Bechtheim, Bingen, Kirchheimbolanden, Mainz, Nieder-Olm, Ober-Ingelheim, Oppenheim, Wöllstein und Wörrstadt. Der Kanton Worms war der Unterpräfektur Speyer zugeteilt.

Freilich begingen die Franzosen in der ersten Periode auch manche Torheit. Dahin gehört die im Jahre 1798 verfügte Einführung der französischen Sprache als Staatssprache. In Folge dessen wurden dem Bürger alle gerichtlichen Ausfertigungen und notariellen Akte in französischer Sprache zugestellt, die Bürgermeister oder Maires, wie sie jetzt genannt wurden, mußten die Eintragungen in die Standesregister in französischer Sprache vollziehen. Der Landwirt wurde darin mit einemmale cultivateur genannt, und da die meisten Standesbeamten der französischen Sprache nicht mächtig waren, so mußten sie sich Schreiber annehmen oder, wie sie damals hießen, greffiers, die französisch verstanden. Der Ausdruck greffier für Bürgermeistereischreiber hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wie so vieles andere ein residuum der Franzosenzeit. Selbstverständlich erregte diese Einführung der französischen Sprache in einem durch und durch deutschen Gebiete vielfach Unwillen.

In gleicher Weise wirkte auf unsere Vorfahren die Einführung des französischen Münz- und Maßsystems. Das seitherige Münz- und Maßsystem war allerdings nichts weniger als einseitig; die territoriale Zersplitterung Deutschlands hatte hier großen Wirrwarr geschaffen. Wenn wir an unsere so einfache Münzrechnung denken, so müssen wir unsere Vorfahren, die mit so vielen Geldsorten zu tun hatten, als große Rechenkünstler bewundern. Wir haben nur mit Mark und Pfennig zu tun, vor 110 Jahren rechnete man am Mittelrhein mit Karolins oder Sonnenpistolen, mit englischen Guineen, preußischen Friedrichsd'ors, deutschen Pistolen, Lütticher oder Maastrichter Dukaten, Goldgulden, Brabanter Kronentalern,

36-Kreuzerſtücken, bayeriſchen und württembergiſchen halben Gulden, preußiſchen Talern, Kreuzern, Hellern und Batzen. Demgegenüber war das Münzſyſtem der franzöſiſchen Republik, das mit Franks und Centimes operierte, weit einfacher, aber unſere Vorfahren rechneten infolge der langen Gewöhnung doch lieber mit den alten Geldſorten. Tatſächlich hat man mit denſelben auch im Handel bis nach 1870 gerechnet, namentlich die Metzger rechneten bei Vieheinkäufen immer noch mit Karolins und anderem alten Gelde. Jedenfalls machte die Umrechnung der alten Münzen in franzöſiſches Geld viele Mühe. In den Kalendern der damaligen Zeit hatte man deshalb auch Tabellen mit den entſprechenden Berechnungen, z. B. eine engliſche Guinee = 23 Frcs., ein Goldgulden = 6 Frcs. uſw.

Auch das Maßſyſtem der franzöſiſchen Republik war bedeutend einfacher als das ſeitherige. Alte Maße waren: Malter, Viernſel, Kumpf, Mäßchen; nun rechnete man nach Litern, Dezilitern, Dekalitern und Hektolitern. An Gewichten kannte man früher Quentchen, Loth, Pfund; jetzt kamen auf Gramm Dekagramm, Kilogramm, Myriagramm.

Eine Maßregel, die in den Rheinlanden große Erbitterung hervorgerufen hat, war die Einführung des republikaniſchen Kalenders und der republikaniſchen Feſte. Der republikaniſche Kalender iſt ein Erzeugnis der tollſten Zeit der franzöſiſchen Republik. In den erſten Jahren 1792 und 1793 war in Frankreich der Haß gegen die katholiſche Kirche, gegen das Chriſtentum überhaupt ſo fanatiſch geworden, daß man die Kirche mit Stumpf und Stiel ausrotten, alſo mit dem Voltaire'ſchen Diktum: écrasez l'infame Ernſt machen wollte. Der Nationalkonvent in Paris hatte kurzer Hand verfügt, daß der alte Gott nicht mehr leben und regieren ſolle. Nun ſchwankte man nur noch, wen man in die Stelle, die ſeither Gott inne gehabt hatte, einſetzen ſolle. Man dachte zuerſt an die Göttin der Ver-

Digitized by Google

nunft und veranſtaltete ihr zu Ehren am 10. November 1793 einen ſkandalöſen Umzug; dann kam man überein, an die Stelle Gottes das höchſte Weſen zu ſetzen und feierte ihm zu Ehren am 8. Juni 1794 ein Feſt. Aber damit waren die Revolutionsmänner nicht zufrieden. Sie wollten jede Erinnerung an chriſtliche Einrichtungen tilgen, darum ſchufen ſie einen neuen republikaniſchen Kalender. Der chriſtliche, ſogenannte Gregorianiſche Kalender wurde abgeſchafft. Nun zählte man die Jahre nicht mehr von der Geburt Chriſti, ſondern von dem 22. September 1792 an, dem Tage, den man als den erſten Tag der Freiheit und Gleichheit anſah. An Stelle der Wochen mit ſiebentägiger Friſt ſetzte man ſogenannte Dekaden von zehntägiger Dauer. Die ſeitherigen Monatsnamen wurden abgeſchafft und neue dafür eingeſetzt. Die Frühlingsmonate hießen: Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate: Meſſidor, Thermidor, Fructidor; die Herbſtmonate: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate: Nivoſe, Pluvioſe, Ventoſe. Begreiflicher Weiſe rief dieſe Zeitrechnung viel Wirrwarr hervor. Auch in dem heutigen Rheinheſſen wurde dieſelbe eingeführt, ſo ſind in unſeren Gemeinden die Einträge der Standesbeamten in den Jahren 1798 bis 1805 nach dieſer Zeitrechnung abgefaßt, und es iſt gar nicht ſo leicht, aus einem Geburtsprotokoll dieſer Zeit das richtige Datum herauszufinden. So iſt beiſpielsweiſe der 25. Meſſidor X = 14. Juli 1802, der 1. Vendemiaire I = 22. September 1792. Infolge dieſer Zeitrechnung fiel der chriſtliche Sonntag weg, und jeder zehnte Tag war ein Ruhetag. Aber auch die chriſtlichen Feſte: Weihnachten, Oſtern und Pfingſten wurden abgeſchafft und dafür republikaniſche Feſte eingeſetzt. Das waren zum Teil Tage der Erinnerung an hervorragende Ereigniſſe aus der Geſchichte der Republik, zum Teil Feſte, an denen allgemein Menſchliches in den Vordergrund trat. So feierte man das Feſt der Stiftung der Republik, der Jugend

Digitized by Google

der Ehegatten, der Dankbarkeit, des Feldbaues, der Freiheit, der Greise, der Souveränität des Volkes, der Erstürmung der Bastille, der Gefangennehmung des Königs, der Verschwörungsentdeckung. Später kam noch ein Feiertag zur Erinnerung an die Ermordung der französischen Gesandten zu Rastatt hinzu. Bei manchen Festen weiß man nicht recht, was dabei gemacht wurde; so ist es mir ganz unerfindlich, in welcher Weise das Fest der Greise gefeiert wurde. Eine Bestimmung aus dieser Zeit gab an, daß man die Feste durch patriotische Gesänge, Reden über Sittenverbesserung, brüderliche Gastmähler und Spiele feiern solle. Am Abend tanzte die Jugend wohl um den Freiheitsbaum. Ueber ein Feldbaufest, das 1798 in Speyer stattfand, meldet ein Bericht, daß man zuerst dabei einen Zug veranstaltete und zwar in folgender Reihenfolge: 1. Schulen, 2. Waisenkinder, 3. kleine Mädchen mit Getreideähren in der Hand, 4. Knaben, ebenfalls mit Aehren, 5. Mädchen im Alter zwischen 16 und 24 Jahren, jede mit einem Korbe, der mit Erzeugnissen des Korbes angefüllt war, 5. Männer im Alter zwischen 20 und 30 Jahren mit Ackergeräten. Auf dem Festplatze wurde gesungen und geredet. Nachmittags wurden Pferderennen, Wettlaufen, Seilspringen veranstaltet und, so sagt der Bericht, schönste Musikstücke begleiteten diese Spiele. (Remling.)

Alle diese Vergnügungsarrangements vermochten jedoch nicht, unsere Vorfahren mit den republikanischen Festen zu befreunden. Das ist kein Wunder. Institutionen, die seit Jahrhunderten in einem Volke festgewurzelt sind, an denen das Denken und Fühlen des Volkes hängt, lassen sich nicht durch Regierungsdekrete, am allerwenigsten durch solche, die der Fanatismus und die Unbesonnenheit diktiert haben, beseitigen. Josef II. ist mit seinen gut gemeinten Reformversuchen gescheitert, weil er zum Teil Verordnungen erließ, die mit der Volkssitte und dem Volksempfinden in direktem Gegensatze standen. Unser

Digitized by Google

Volk wollte ſich mit Recht ſeine chriſtlichen Feſte und namentlich nicht ſeinen Sonntag nehmen laſſen. Man konnte es wohl zwingen, an den Dekaden zu ruhen, nicht jedoch an den Sonntagen zu arbeiten. Vollends der republikaniſche Kalender, den man den Rheinländern aufnötigte, wurde als eine äußerſt läſtige Inſtitution angeſehen, was wir durchaus begreifen. Unſere Vorfahren waren gewohnt, nach dem gregorianiſchen Kalender zu rechnen, wenn ſie z. B. ihr Feld bebauten. Der Peter- und Paulstag, Johannistag, Jakobstag ſpielten dabei eine Rolle, am Martinstage bezahlten ſie ihre Ackerziele. Ein Schriftſteller der damaligen Zeit ſagt: „Der republikaniſche Kalender erweckte mehr Feinde der Republik als aller Druck der Abgaben.“ Sitten und Gebräuche laſſen ſich eben nicht wegdekretieren. Es zeugt für den Scharfblick des Kaiſers Napoleon, daß er mit dem 1. Januar 1806 den gregorianiſchen Kalender wieder in Geltung ſetzte.

Die proviſoriſche Verwaltung der Rheinlande nahm ein Ende, als die letzteren durch den Frieden von Luneville vom 6. Februar 1801 definitiv und nun auch rechtlich zu Frankreich kamen. In der franzöſiſchen Verwaltung wehte nun auf einmal ein anderer Wind; denn unterdeſſen war in Frankreich ein Mann emporgekommen, der durch ſeinen Geiſt, ſeine eiſerne raſtloſe Energie zum Haupte und Mittelpunkte Frankreichs wurde und der nun ungefähr 14 Jahre lang ganz Europa lenkte und beſtimmte, nämlich Napoleon Bonaparte. Wie die Sonne Frühmorgens am Himmel emporſteigt, und immer helleren Glanz verbreitet, ſo war er in den Jahren, von denen ich zuletzt berichtet habe, emporgeſtiegen. Vom General ſtieg er auf zum Konſul, dann zum Konſul auf Lebenszeit, um ſich endlich als Kaiſer auch mit dem äußeren Nimbus zu umgeben, der zu der Gewalt und zu der Bedeutung, die er faktiſch hatte, noch fehlte. Er, der Kaiſer Napoleon iſt es, deſſen Wille damals

Digitized by Google

gewaltig auf unſere Volksgenoſſen am Rheine zu wirken begann, deſſen Name infolgedeſſen heute noch bei uns ſehr bekannt und populär iſt. Von den kriegeriſchen Taten und der äußeren Politik Napoleons habe ich hier nicht zu reden; ich habe nur den Einfluß zu ſchildern, den er in den Jahren 1801—1813 auf das heutige Rheinheſſen ausgeübt hat. Mein Standpunkt dabei iſt der der objektiven Geſchichtswiſſenſchaft, die weder von nationalen noch von konfeſſionellen, noch von parteipolitiſchen Erwägungen irgendwie ſich leiten läßt, die nur eine Aufgabe hat, nämlich die Wahrheit zu ergründen und herauszuſtellen. Man hat in unſeren Tagen das Wort geprägt: vorausſetzungsloſe Wiſſenſchaft. Vorausſetzungsloſe Wiſſenſchaft gibt es jedoch nicht; jeder geht mit irgendwelchen Vorausſetzungen an ſeinen Stoff heran. Wenn ich z. B. die Geſchichte Rheinheſſens in der Franzoſenzeit zu ſchildern unternehme, ſo kann ich mich von der Vorausſetzung, daß ich ein Deutſcher, inſonderheit ein Rheinheſſe bin, daß ich alſo meinen Gegenſtand mit anderen Augen ſehe als etwa ein Engländer oder Franzoſe, nicht los machen. Objektiv und wahrheitsliebend kann und ſoll der Geſchichtsſchreiber jedoch auch ſolchen geſchichtlichen Perſönlichkeiten gegenüber ſein, denen im allgemeinen keine Sympathie entgegengebracht wird. Sympathe hat nun Napoleon in dem öſtlich des Rheines gelegenen Deutſchland nicht gehabt. In Preußen hat man ihn wahrhaft fanatiſch gehaßt, die Geſinnungsgenoſſen eines Freiherrn von Stein und eines Ernſt Moritz Arndt nannten ihn kaum bei ſeinem Namen, ſie ſagten nur immer: „er" und „der Korſe". Wir Rheinheſſen haben keinen Anlaß, uns dieſer ſtarken Redewendungen zu bedienen; denn unſtreitig hat Napoleon, ſo ſicher er ein Deſpot war, unſerer Heimatprovinz mancherlei Segensvolles gebracht. Ich ſchätze das, was Preußen im 19. Jahrhundert für Deutſchland getan hat, ſehr hoch, mit derſelben Unbefangenheit aber erkläre ich, daß dieſer Staat vor

1813 für uns Rheinländer ungefähr ſo viel übrig gehabt hat, wie heute die Türkei für das Königreich Württemberg, und daß unſere Vorfahren um das Jahr 1800 den Franzoſen weit näher geſtanden haben, als den Leuten an der Elbe, Havel und Spree, die, auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen ausruhend, ſich die Kataſtrophe von Jena ſelbſt bereitet haben. In einem ſeiner Romane ſpiegelt Theodor Fontane die Stimmung wieder, die damals in Preußen gegen unſere Vorfahren geherrſcht hat. Er läßt einen der darin auftretenden Preußen ſagen, es ſei merkwürdig, daß die Rheinheſſen einen Wein wie die Wormſer Liebfrauenmilch aufzuweiſen hätten, die Rheinheſſen ſeien die ſchuftigſten Vertreter der deutſchen Nation in der Franzoſenzeit geweſen. Ich weiß nicht, ob man für dieſe beleidigende und ganz und gar aus der Luft gegriffene Aeußerung den ſonſt ſo trefflichen Fontane verantwortlich machen kann. Man darf ſelbſtverſtändlich einem Dichter nicht das zur Laſt legen, das ſeine Perſonen reden; immerhin läßt dieſer Paſſus, der uns Rheinheſſen empören muß, erkennen, wie nahe uns Preußen zur Zeit der Franzoſenherrſchaft und auch wohl nachher noch geſtanden hat. Wir haben alſo keine Urſache, mit den Wortführern dieſes Staates in der Zeit vor 1813 Napoleon in Bauſch und Bogen zu verurteilen und zu verfluchen. Folgen wir den zeitgenöſſiſchen Berichten, vergleichen wir die Zuſtände im heutigen Rheinheſſen vor und während der Franzoſenzeit miteinander, ſo ſchnellt die Wagſchale entſchieden zu Gunſten der Franzoſen, beſonders des Kaiſers Napoleon empor.

Als Napoleon an das Ruder kam, hatte vor allem die anarchiſtiſche Epoche der franzöſiſchen Revolution ihr Ende erreicht. Die Revolution hatte nur niedergeriſſen, aber nicht aufgebaut. Sie hatte dekretiert, daß altvererbte Rechte wegfallen ſollten, hatte aber kein neues Recht an deren Stelle geſetzt. Sie hatten die eroberten Gebiete nur ausgeſaugt, aber für deren

Digitized by Google

Wohlfahrt und Freiheit nichts getan. Napoleon ſchaffte Ordnung und bemühte ſich nach Kräften um das innere und äußere Gedeihen Frankreichs, auch des neueroberten Gebietes, das keinen Ausnahmegeſetzen unterworfen wurde. Seine Grundſätze waren, wie Perthes richtig hervorhebt: unbedingte Gewalt des Alleinherrſchers und Gleichheit aller Untertanen. Die égalité, die bei den Revolutionsmännern nur in ihren phraſenreichen Reden zu Tage trat, wurde von ihm in die Wirklichkeit umgeſetzt. So hat er in Frankreich, überhaupt wie auch am Rheine die Willkür der Beamten und Offiziere entwaffnet und ein gerechtes Regiment eingeführt. Was man ſeiner Regierung im Allgemeinen nachrühmen kann, das iſt die Gleichheit vor dem Geſetze. Gerade daran hatte es früher am Rheine, namentlich in der Kurpfalz, am meiſten gefehlt. Napoleon führte beſtändig Krieg und war ein Soldatenkaiſer, aber dem Militär hat er nicht mehr Rechte eingeräumt als etwa anderen Ständen. Auch die Offiziere waren der bürgerlichen Jurisdiktion unterſtellt. Es kam vor, daß ein Maire, mit der dreifarbigen Schärpe angetan, Stabsoffiziere, die der Rechtsordnung zuwider gehandelt hatten, verhaftete. Freilich ein Deſpot, ein Tyrann iſt Napoleon geweſen. Wer ſich ihm nicht fügte, wurde ſchonungslos zerſchmettert. Wer ihm jedoch parierte, konnte unter dem Schatten ſeines Regiments ein friedliches und ruhiges Leben führen.

Das war vor allem, nachdem Napoleon auf den Thron gekommen war, auch in dem heutigen Rheinheſſen zu ſpüren, daß eine feſte, ſichere Hand die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Man merkte, daß nun mit Konſequenz und Energie regiert wurde. Am 18. Juli 1801 hatte Napoleon an die vier rheiniſchen Departements eine Proklamation erlaſſen, in der er ſagte: „Euer Schickſal iſt nun endgültig an dasjenige von Frankreich geknüpft; die Intereſſen und die Rechte der Republik ſind auch

Digitized by Google

die eurigen.“ Napoleon hat dieſe Verheißung auch gehalten, er hat für die neuen Departements in derſelben Weiſe geſorgt wie für das übrige Frankreich. Und wie in den übrigen Departements, ſo hat er ſich perſönlich auch in den Rheinlanden gezeigt. Das geſchah zum erſtenmal im September 1804. In welcher Weiſe er dabei auftrat und wie er empfangen wurde, meldet uns ein Bericht aus Kreuznach (Heſſel, Sagen und Geſchichten des Nahetals): „Am 20. September kam er nach Kreuznach. Fünfzig Reiter in blauen Fräcken, mächtige dreieckige Hüte auf dem Haupte, geführt von dem Maire Potthoff und den Bürgern Ackva und Teſch, eine Garde zu Fuß, befehligt vom Bürger Lorenzi, Fahnen, Trommler und Muſik empfing den Gewaltigen ſchon in Bingen; die Reiter geleiteten ſeinen Wagen nach Kreuznach. Durch Ehrenpforten, Jubel und Volksgedränge, huldvolle Worte ſprechend, fuhr der neue Landesherr durch das Städtchen.“ An demſelben Tage, nachmittags 3 Uhr, hielt Napoleon, der ſchnell reiſte, ſeinen Einzug in Mainz. Seine Gemahlin Joſephine begleitete ihn, als er durch das Münſtertor einfuhr. Am Abend wurde die Stadt ihm zu Ehren feſtlich beleuchtet. Am nächſten Tage kamen der Kurfürſt von Baden, die Fürſten von Heſſen-Homburg, Iſenburg, Salm, Leiningen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Reuß, auch der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, um dem Gewaltigen zu huldigen. Es war alſo in Mainz ſo eine Art von Fürſtenkongreß, wie er 1808 in Erfurt ſich verſammelte. Erſt am 2. Oktober verließ Napoleon wieder die Hauptſtadt des Departements Donnersberg. Er hatte ſich nicht um der ſchönen Augen der Mainzer willen dort ſo lange aufgehalten, auch nicht wegen der Feſtlichkeiten, die die Stadt ihm zu Ehren veranſtaltete, ſondern lediglich aus Gründen militäriſcher Art. Es galt ihm, die Feſtung Mainz einer gründlichen Unterſuchung zu unterziehen, um Befehle für eine Ausbeſſerung der Feſtungswerke geben zu können. Die

Digitized by Google

Stadt Mainz wurde von dem Kaiser mit einer besonderen Ehrung bedacht, sie wurde unter die Zahl der sogenannten „guten“ Städte Frankreichs aufgenommen. Ueberall am Rheine ließ sich Napoleon damals als Nachfolger Karls des Großen feiern.

Dem heutigen Rheinhessen kam damals sehr zu statten, daß ein ausgezeichneter Mann der oberste Verwaltungsbeamte des Departements Donnersberg wurde. Dieser Mann ist der Präfekt Jeanbon St.-André, der zu Anfang des Jahres 1802 nach Mainz kam, woselbst er auch am 10. Dezember 1813 starb. Vor ihm war ein gewisser Jollivet der oberste Beamte, im Mainzer Adreßbuche aus dem Jahre IX (1800—01), dem „guide de la ville de Mayence“, bezeichnet als conseiller d'état, commissaire général du gouvernement dans les nouveaux départements de la rive gauche du Rhin. Jeanbon St.-André hatte eine eigentümliche Vergangenheit, er war ursprünglich kalvinischer Prediger gewesen, dann galt er in der Revolutionszeit als ein gefürchteter Jakobiner. Als er nach Mainz kam, stand er schon in vorgerücktem Lebensalter, seine Sturm- und Drangperiode lag weit hinter ihm. So lange er dem Departement Donnersberg vorstand, tat sich Jeanbon St.-André als besonnener, wohlwollender und einsichtiger Mann hervor. An einer hochgelegenen Stelle Rheinhessens, da, wo man zwischen Finthen und Wackernheim an der Straße, die von Mainz nach Bingen führt, weit hinüber schaut nach dem Rheingau, befindet sich ein kleines Denkmal, dessen Inschrift heute unleserlich ist. Dieses Denkmal wurde zu Ehren des Mainzer Präfekten errichtet. Er hat diese Ehrung vollauf verdient.

Der Verwaltungsbezirk, der ihm überwiesen war, war in mancher Hinsicht — durch die Intelligenz, den Fleiß und den Wohlstand der Bevölkerung, sowie durch seine natürliche Lage

Digitized by Google

— bedeutend. Das Departement Donnersberg war im Osten vom Rhein begrenzt, im Süden von den Departements Niederrhein und Mosel, im Westen vom Saardepartement und im Norden wiederum vom Rheine in seinem Laufe zwischen Mainz und Bingen. Seine größte Ausdehnung hatte das Departement von Vinningen bei Pirmasens bis nach Mombach bei Mainz, im Ganzen 103 Kilometer oder 26 Stunden. Der Gesamtflächeninhalt wird auf 5300 Quadratkilometer oder 98 Quadratmeilen angegeben.

Was die politische Einteilung betrifft, so zerfiel das Departement in die 4 Unterpräfekturen Mainz, Kaiserslautern, Speyer und Zweibrücken. Im Ganzen gehörten zum Departement 36 Kantone, 351 Mairien und 694 Gemeinden. Uns beschäftigt hier zumeist die Unterpräfektur Mainz, welche das heutige Rheinhessen umfaßte. Jedoch gehörten die Kantone Worms und Pfeddersheim zur Unterpräfektur Speyer. Zum Bezirke Mainz gehörten die 10 Kantone Mainz, Alzey, Bechtheim, Bingen, Kirchheimbolanden, Nieder-Olm, Ober-Ingelheim, Oppenheim, Wöllstein und Wörrstadt. Diese Einteilung ist bis in unsere Zeit hinein in Geltung geblieben; die heutigen Amtsgerichtsbezirke entsprechen den alten Kantonen, auch bei der Kreiseinteilung der Provinz Rheinhessen ist die Einteilung der Franzosen in Kantone augenscheinlich zu Grunde gelegt worden.

In jedem Departement stand neben dem Präfekten ein Präfekturrat und ein Departementsrat. Die Präfekturräte waren Staatsangestellte, die Mitglieder des Departementsrates waren Bürger, die vom Kaiser ernannt wurden. Im Jahre 1810 z. B. bestand der Departementsrat des Departements Donnersberg aus folgenden Mitgliedern: Steuerdirektor Daigrefeuille zu Mainz, Maire Emonds zu Oppenheim, Gutsbesitzer Esebeck zu Zweibrücken, Gutsbesitzer Fließen zu Kaiserslautern, Gutsbesitzer Gießen zu Kirchheimbolanden, Domänendirektor

Digitized by Google

Guyon zu Mainz, Hüttenmeiſter Gienanth zu Winnweiler, Handelsmann Karcher zu Kaiſerslautern, Handelsmann Lauteren zu Mainz, Notar Lippert zu Dürkheim, Handelsmann Mappes zu Mainz, Baumeiſter Ohlenſchläger zu Speyer, Notar Roebel zu Kaiſerslautern, Generaleinnehmer Reiſet zu Mainz, Maire Schoppmann zu Neuſtadt, Advokat Wernher zu Mainz. (Kalender für das Jahr 1810 zum Gebrauche des Departements vom Donnersberg S. 36 und 37). Der allgemeine Departementsrat kam in jedem Jahre zu einer Sitzung von höchſtens 15 Tagen zuſammen, hauptſächlich, um über den Ausſchlag der Steuern zu entſcheiden.

In jedem Bezirke (Unterpräfektur) ſtand neben dem Unterpräfekten ein Bezirksrat, der gleichfalls in Steuerſachen mitzureden hatte. Mitglieder des Mainzer Bezirksrates waren 1810: Friedensrichter Burkhard zu Wörrſtadt, Gutsbeſitzer Derſcheid zu Ober-Ingelheim, Handelsmann Dumont zu Mainz, Notar Egli zu Oppenheim, Maire Geromant zu Bingen, Friedensrichter Hermes zu Nieder-Olm, Adjunkt der Mairie Roth zu Mainz, Notar Seitz zu Wöllſtein und Gutsbeſitzer Weinkauf zu Kirchheimbolanden. In den Gemeindebezirken, in denen der Hauptort des Departements lag, gab es keinen Unterpräfekten; Jeanbon St. André war z. B. zugleich auch Unterpräfekt von Mainz, wie ja die heſſiſchen Provinzialdirektoren Kreisräte des Kreiſes ſind, in dem die Provinzialhauptſtadt liegt.

In den Gemeinden leitete ein Maire, dem je nach der Seelenzahl der Gemeinde ein oder mehrere Adjunkten zur Seite ſtanden, die Verwaltung. Der Maire bezw. der Adjunkt war wie auch heute noch der Bürgermeiſter bezw. der Beigeordnete zugleich Polizei- und Zivilſtandesbeamter. Der Gemeinderat trug damals die offizielle Bezeichnung Munizipalrat.

Es iſt nun gar nicht in Abrede zu ſtellen, daß unſere Vorfahren in den Jahren 1801—1814 ſich in weſentlich günſtigeren

Digitized by Google

Verhältniſſen befanden als vorher. Eins hatte vor allem aufgehört, nämlich das Elend des Krieges. In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts ſtanden unſere Vorfahren fortwährend unter den unſeligen Einwirkungen der Unruhen des Krieges. In der Umgebung von Mainz, Alzey, Kreuznach und Worms wurden blutige Gefechte geliefert, in Stadt und Land wurden Gebäude in Aſche gelegt, der Bauer mußte Vorſpanndienſte leiſten oder Schanzarbeit verrichten, oft wurden Landeseinwohner von marodierenden Soldaten ermordet, die Einquartierungslaſten nahmen kein Ende. „Es kommt fremd Volk", ſo ſagten damals unſere Vorfahren, wenn ausländiſches Militär durchmarſchierte. Von 1801, eigentlich ſchon von 1797 an iſt das anders geworden. Nun erfreute ſich unſer Heimatland eines ungeſtörten Friedens. Denn der Kriegsſchauplatz war vom Rheine weg nach Oſten gerückt. An der Elbe, Weichſel und Donau wurden nun die Schlachten geſchlagen. Truppendurchmärſche fanden freilich fortwährend ſtatt, aber das franzöſiſche Heer, das auf den großen Etappenſtraßen marſchierte, brachte jetzt den Landeseinwohnern wenig Unbequemlichkeiten. Das Militär bezahlte das, was es brauchte, Plünderungen kamen ſelbſtverſtändlich, da die Gegend nun franzöſiſche Provinz war, nicht mehr vor. Auch die Begleiterſcheinungen des Krieges: Elend in aller Geſtalt, Räuberunweſen, Lazarette, anſteckende Krankheiten blieben jetzt unſeren Vorfahren erſpart. Nur im Jahre 1813 wütete in Mainz und Umgebung eine entſetzliche Krankheit, die ſogenannte Spitalpeſt, welche von den geſchlagenen franzöſiſchen Soldaten aus dem Innern Deutſchlands mitgebracht worden war. Der Umſtand, daß in der Verwaltung nun Stetigkeit und Ordnung herrſchte, die Sicherheit in den äußeren Verhältniſſen, die Fürſorge der Regierung für das Wohl der Landeseinwohner zeitigten überall gute Früchte. Das Land erholte ſich etwas von den vorausgegangenen unruhigen

Jahren. Das macht ſich namentlich in dem Steigen der Bevölkerungsziffer bemerkbar. Die Angaben aus dieſer Zeit über die Zahl der Einwohner des Departements Donnersberg ſind zwar nicht ganz zuverläſſig, werden aber doch ungefähr das Richtige treffen. Die Bevölkerung der Territorien, die ſpäter das Departement Donnersberg ausmachten, wird für das Jahr 1789 auf 372,513 Seelen geſchätzt, 1796 auf 398,165, 1801 auf 360,328, 1803 auf 390,010, 1806 auf 426,668 und 1809 auf 435,870. Wenn man ſich auch auf dieſe Angaben nicht mit abſoluter Sicherheit verlaſſen kann, ſo iſt doch als ſicher anzunehmen, daß die Bevölkerungsziffer des Departements Donnersberg unter der franzöſiſchen Herrſchaft beſtändig geſtiegen iſt. In der Umgebung von Mainz und Speyer vermehrte ſich dieſe Ziffer am ſchnellſten, weniger ſchnell oder gar nicht in den waldigen Diſtrikten der heutigen Rheinpfalz Bayerns.

Unter dieſen Umſtänden war die Franzoſenherrſchaft im heutigen Rheinheſſen namentlich einem Stande von Vorteil, dem Bauernſtande. Dieſer Stand gelangte nach einer Bedrückung, die mehrere Jahrhunderte lang gewährt hatte, jetzt zum erſtenmale in dem linksrheiniſchen Gebiete zur Bedeutung. Die neue Ordnung der Dinge hatte Zehnten, Frondienſte, herrſchaftliche Gülten und Zinſen abgeſchafft, lauter Inſtitutionen, die die Entwicklung des Bauernſtandes gehemmt hatten. Als franzöſiſche Untertanen konnten die Landleute in der Gegend zwiſchen Moſel, Nahe und Rhein nun in Ruhe ihr Feld beſtellen, ohne fürchten zu müſſen, durch die Invaſion feindlicher Truppen um den Ertrag ihres Fleißes gebracht zu werden. Solchen Unfug, wie man ihn in der Kurpfalz gekannt hatte, daß die evangeliſchen Einwohner auch da, wo ſie weitaus in der Mehrzahl waren, die vielen, damals beſtehenden Feiertage der Katholiken mitfeiern, alſo dringende Feldarbeit liegen laſſen mußten, gab es jetzt nicht mehr. Dazu kam als ein ſehr

Digitized by Google

günſtiger Umſtand, daß Güter maſſenhaft und zu ſehr mäßigen Preiſen käuflich waren. Die franzöſiſche Revolution hatte auch auf deutſchem Boden bezüglich des Grundbeſitzes eine gewaltige Umwälzung herbeigeführt. Vor 1792 ſollen in den Rheinlanden ungefähr zwei Drittel des Grundbeſitzes in den Händen des Adels und des Klerus geweſen ſein. Dieſer Beſitz wurde durch die Regierung in Paris als Nationaleigentum erklärt. Das franzöſiſche Kaiſerreich und ſpäter auch die deutſchen Staaten, die das Erbe Napoleons auf dem linken Rheinufer antraten, haben an dieſen — wie man zugeſtehen muß, gewaltſamen und ungeſetzlichen — Maßnahmen nichts geändert, ſie vielmehr als geſetzlich anerkannt. Dadurch war es den Landeseinwohnern möglich geworden, auf billige und leichte Art zu Grundbeſitz zu kommen. Leute, die etwas Spekulationsgeiſt hatten, haben ſich und ihre Nachkommen damals reich gemacht. Vielfach waren es Spottpreiſe, zu denen Gelände und Güter bei den öffentlichen Verſteigerungen zugeſchlagen wurden. Das ſogenannte „Schloß" in Wendelsheim, ein heute noch ſtattliches und impoſantes Gebäude, ging für einige Tauſend Francs in den Beſitz einer dortigen Familie über. Das Schloß Dhaun im Nahetale wurde 1804 von der franzöſiſchen Regierung für 300 Francs auf Abbruch verkauft. Damals gab es freilich auch Kaufluſtige, denen der Mut für derartige Ankäufe fehlte. Sie fürchteten, das Ende der Franzoſenherrſchaft könne überraſchend ſchnell eintreten und mit ihm die Reaktion, die die früheren Zuſtände wieder herſtellen werde. Dieſe Furcht war, wie man weiß, unbegründet. Bekanntlich hat der Volksmund die Grundbeſitzer, die damals franzöſiſches Nationaleigentum angekauft haben, „Barone von Napoleons Gnaden" genannt. Auch ſonſt waren in der Franzoſenzeit die Verhältniſſe für den Landmann günſtig. Er konnte ſeine Produkte zu guten Preiſen abſetzen; namentlich die Kornpreiſe waren hoch. Das große Heer, das der Kaiſer

Digitized by Google

Napoleon unterhielt, brauchte ſelbſtverſtändlich landwirtſchaftliche Produkte in großer Menge, und die Militärlieferanten ſollen gute Preiſe gezahlt haben.

Auch die franzöſiche Regierung ließ ſich die Förderung der Landwirtſchaft angelegen ſein. Das war in dieſer Gegend etwas völlig Neues und Ungewohntes. Zur Zeit der deutſchen Kleinſtaaterei, der territorialen Zerſplitterung in den Rheinlanden ſahen die Regierungen den Landwirt nur daraufhin an, was er leiſten und zahlen konnte. Sie nahmen nur von ihm, gaben ihm aber nichts und halfen ihm auch nicht. Beſondere Verdienſte um die Hebung der Landwirtſchaft erwarb ſich Lezay-Marneſia, der Präfekt des Rhein- und Moſeldepartements. In der 1806 von ihm zu Koblenz gegründeten Normalſchule wurde dem Kleebau, dem Okulieren, den Dungmitteln und den landwirtſchaftlichen Geräten beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Zur Verbeſſerung der Viehzucht ließ der Präfekt Merinoſchafe einführen, auf dem platten Lande ließ er Wege bauen, und gab die Veranlaſſung dazu, daß während ſeiner Verwaltungsperiode 400,000 Obſtbäume im Departement angepflanzt wurden. Es war der Landwirtſchaft, die Jahrhunderte hindurch keine guten Zeiten gehabt hatte, auch zu gönnen, daß ſie nun in beſſerer Lage war. Görres ſchrieb damals: „Nachdem in Europa zuerſt der Adel, dann die Bürgerſchaft ihre Glanzzeit gehabt hatten, kam nun auch der Bauer zu ſeiner Glanzzeit.“ In einzelnen Gegenden der Rheinlande, ſo berichtet Perthes, ſollen die Bauern damals ſogar verſchwenderiſch und üppig gelebt haben. Wenn ſie ihre Waren zur Stadt brachten, war ihnen kein Wein gut genug, um Kronentaler, oft ſogar um Gold ſollen ſie gewürfelt haben. Ueberhaupt ſcheint damals Geld unter den Leuten geweſen zu ſein. Namentlich die Börſen der Soldaten, die aus den Feldzügen zurückgekehrt waren, ſollen, da der Sold erſt nach Beendigung des Feldzuges aus-

Digitized by Google

gezahlt wurde, gut gefüllt gewesen sein, so daß einzelne Soldaten sogar Geld nach Hause schickten.

Ferdinand Bodmann, Divisionschef bei der Präfektur in Mainz, macht in seiner Schrift „Statistisches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg für das Jahr 1811" interessante Angaben über den Ackerbau im Departement. Nach seinen Mitteilungen zählte das Departement 187,537 Hektar, 68 Ar urbares Land, 21,668 Hektar, 60 Ar Wiesen, 7231 Hektar, 44 Ar Weinberge und 102,182 Hektar, 16 Ar Waldungen. In gewöhnlichen Jahren wurden ungefähr 1,976,000 Hektoliter Getreide geerntet, von denen 616,000 ausgeführt wurden. An Tabak wurden im Jahre mitunter 2,265,000 Kilogramm geerntet. Dagegen konnte das Departement an Hafer und Futter nicht das aufbringen, was sein Viehstand erforderte. An Wein wurden in mittleren Jahren 570,000 Hektoliter geherbstet.

Trotz dieser günstigen Umstände war die Auswanderung aus dem Departement stark. Agenten verleiteten die Leute auf dem Lande vielfach dazu, die Heimat aufzugeben. Die Furcht vor der Konskription mag hierzu viel beigetragen haben. Die französische Regierung, namentlich der Kaiser selbst, gaben sich alle Mühe, die Auswanderung zu verhindern, meist ohne Erfolg. Bekanntlich hat die Auswanderung ganzer Familien, namentlich nach Nordamerika, in unserer Gegend nach der Franzosenzeit gewaltige Ausdehnung angenommen. Bis in die 60er und 70er Jahre hinein dauerte der Zug nach dem Westen fort.

Indessen, wenn es einem Stande gut geht, so hat der andere oft zu leiden. Ungünstig waren unter der Napoleanischen Herrschaft die Verhältnisse für den Kaufmann und Gewerbetreibenden, also für viele Stadtbewohner. In den Städten, besonders in Mainz, hatten Adel, Geistlichkeit und Beamte vor der französischen Invasion den Ton angegeben und viel Geld unter die Leute gebracht. Nun waren sie ausgewandert. Bod-

Digitized by Google

mann charakteriſiert die Lage der ſtädtiſchen Kaufleute und Gewerbetreibenden völlig richtig, wenn er ſchreibt: „Die Quellen ihres ehemaligen Wohlſtandes ſind verſiegt, und dem Gewerbfleiß und Handel haben ſich auf bis jetzt, von der Macht der Gewohnheit gefeſſelt, oder durch die langwierigen Kriege und das Interdikt, welches der Vertilgungskampf gegen England auf die meiſten Geſchäfte des Handels legte, noch wenig neue Kanäle eröffnet. Die Vermehrung der indirekten Abgaben, durch welche unſer Finanzſyſtem zum Teil die direkten erſetzt, ſcheint auch der Bevölkerung und namentlich in den Städten nicht zuträglich zu ſein." In dieſen Worten ſind als die Urſachen des Niedergangs von Handel und Gewerbe die Steuer- und die Zollgeſetzgebung der Franzoſen angegeben. Trotzdem die Zünfte und Innungen aufgehoben waren, konnten die genannten beiden Erwerbszweige nicht gedeihen. Vor allem die franzöſiſche Zollgeſetzgebung erregte Unwillen und Widerſpruch. Schon im Jahre 1798 wurden die neu eroberten Gebiete mit Zollgeſetzen beglückt. Die Mauth oder Douane, wie der franzöſiſche Ausdruck lautet, wurde ſtreng gehandhabt. Der Rhein wurde die Zollgrenze. Die erſte Linie ging dieſen Strom entlang, und zwar war der Direktion Mainz die Strecke von der Gemeinde Brei im Rhein- und Moſeldepartement bis Lingenfeld im Gemeindebezirk Speyer unterſtellt. Die zweite Linie erſtreckte ſich von Burgen an der Moſel über Domershauſen, Kaſtellaun, Simmern, Mengerſcheid, Winterburg, Weinsheim, Kreuznach, Wöllſtein und Herrnsheim. Die höheren Zollbeamten — Direktoren, Inſpektoren und Obereinnehmer — waren, wie die Namen Collaſſon, Fremont, Rampalle, Mathieu beſagen, Stockfranzoſen. Aehnlich ſtand es mit den Zollwächtern, den douaniers. Augenſcheinlich traute man in Paris den Landeseinwohnern nicht recht und fürchtete, ſie wären zu Durchſtechereien geneigt. Vielleicht gaben ſich auch Deutſche zu dem allezeit ver-

Digitized by Google

haßten und verachteten Zöllnergewerbe nicht her. Beſonders drückend wurde die Zollplackerei, als Napoleon ſeinen Zorn gegen England kehrte und, da er dieſem Staate militäriſch nicht beikommen konnte, ihn durch die Kontinentalſperre zu ruinieren ſuchte. Alle europäiſchen Staaten wurden dazu gezwungen, ſich den franzöſiſchen Sperrgeſetzen zu fügen. Waren, die irgendwie auf engliſchen Urſprung ſchließen ließen, durften nicht, oder nur gegen beſondere Erlaubnisſcheine eingeführt werden. In Folge deſſen war namentlich die Einfuhr von Tuch, Knöpfen, Lederwaren verboten. Desgleichen war es verboten, Holz, Baumwolle, Getreide uſw. auszuführen. In Mainz kam es, als die Marktfrauen, die vom rechten Rheinufer kamen, von den Douaniers angehalten wurden, zu unangenehmen Auftritten, ja zum Streit. Berichte aus dieſer Zeit heben hervor, daß die Zollbeamten bei der Viſitation ſich oft ungezogen betrugen. Unſere Vorfahren konnten ſich deshalb mit der Mauth nicht befreunden, und die franzöſiſchen Zollgeſetze trugen viel zur Erbitterung gegen das franzöſiſche Regime, das den Rheinländern ſonſt nicht unwillkommen war, bei. Die Marktwaren wie Butter, Obſt und Gemüſe wurden bald wieder freigegeben, aber die Mainzer Bürger waren doch ſehr empört, wenn ſie den in ihren eigenen Weinbergen im Rheingau geherbſteten Wein beim Einbringen in die Stadt verzollen mußten. So ging, wiewohl die Zünfte aufgehoben waren, der rheiniſche Handel bedeutend zurück. Der vorher in Mainz betriebene Tranſithandel wurde ungeheuer geſchädigt, während in Frankfurt der Handel in die Höhe kam. Im Großen und Ganzen war es eine Kurzſichtigkeit der Regierung, daß ſie zu ſolchen Geſetzen griff. Vielfach verfehlten dieſe ihren Zweck; denn bekanntlich blüht bei ſtrengen Zollgeſetzen der Schleichhandel, der Schmuggel. Die rheiniſchen Schiffer, z. B. die von Koſtheim, ſollen damals in ſtiller Nachtzeit viel Geld verdient haben. Die häufigſten Ver-

Digitized by Google

gehen im Departement Donnersberg waren Verletzungen der Mauthverordnuungen. Bodmann meint, diese Verletzungen seien bei der fürchterlichen Strenge der Gesetze und durch das belehrende Beispiel so mancher durch sie unglücklich gewordenen Familie immer seltener geworden. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß diese Meinung die Meinung eines Präfekturbeamten ist. Die Landeseinwohner waren anderer Meinung.

In anderen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung sind die Franzosen nicht so kurzsichtig gewesen. So haben sie sich um die Gesundheitspflege Verdienste erworben. Die Regierung ließ sich die Ausbildung von Aerzten, Heilgehülfen und Apothekern recht angelegen sein. Im französischen Reiche kannte man keine staatlich angestellten Aerzte. Erforderlichen Falles wurde von der Regierung ein Arzt mit den entsprechenden Verrichtungen betraut. Es gab im Reiche sechs sogenannte Spezialschulen der Medizin. Auch in Mainz befand sich eine solche. Neben den Aerzten, welche die vorgeschriebene wissenschaftliche Ausbildung aufwiesen, gab es eine große Anzahl von nur praktisch gebildeten Wundärzten und Heilgehülfen. Im Jahre 1811 zählte das Departement Donnersberg 82 Aerzte und Wundärzte und 51 Apotheken. Der Präfekt Jeanbon St.-André ließ sich die Ausbildung der Hebammen recht angelegen sein, da er erfahren hatte, wie groß die Unwissenheit und Untüchtigkeit in diesem Berufskreise vor seinem Amtsantritt gewesen war. Er ruhte nicht, bis die Regierung in Mainz eine öffentliche Schule der Geburtshilfe genehmigt hatte. Die Spitäler sollen überall in guter Ordnung gewesen sein. Von Seuchen blieb unsere Gegend damals ziemlich verschont, wenigstens bis zum Jahre 1813, als die schon erwähnte Spitalpest in Mainz große Verheerungen anrichtete. In der Hauptstadt des Departements sollen damals schreckliche Zustände geherrscht haben (Bockenheimer, Mainz in den Jahren 1813 und

Digitized by Google

1814). Es gibt ein Bild aus dieſer Zeit, das uns ſolche Schreckensſzenen, die ſich auf dem Tiermarkt, dem heutigen Schillerplatz, abſpielten, vorführt: Vor dem Baſſenheimer Hofe auf dem Straßenpflaſter liegen ſterbende und tote Soldaten und Bürger und gefallene Pferde, Leichenwagen fahren vorüber, Kranke und Tote werden weggeſchleppt, alles in allem ein Bild des Entſetzens. In den Jahren 1806—1809 ſoll im Departement Donnersberg vielfach das Nervenfieber (Typhus) aufgetreten ſein. Namentlich die Feſtung Kaſtel hatte darunter zu leiden. Sehr intereſſant iſt, was Bodmann über die Geſundheitsverhältniſſe in Kaſtel berichtet: „Die Feſte Kaſtel hat eine ungeſunde Lage. Dieſe wird noch dadurch ſchlimmer, daß die neuen Feſtungswerke die Höhe der Häuſer überſteigen und die freie Zirkulation der Luft in den krummen, ſchlechtgepflaſterten Straßen hemmen. Fieber jeder Art ſind daher in Kaſtel faſt einheimiſch“. Noch intereſſanter iſt jedoch, daß dieſe Zuſtände nun bereits ein Jahrhundert lang gewährt haben und daß man jetzt erſt damit anfängt, Abhilfe zu ſchaffen. Die Franzoſenzeit kannte bereits den Impfzwang. Kein Kind wurde ohne Impfſchein in die Schule aufgenommen. In Mainz befand ſich ein ſogenanntes dépôt de conservation de la vaccine.

Auch die Hebung des Verkehrsweſens ließ ſich die franzöſiſche Regierung recht angelegen ſein. Eifrig betrieb ſie den Bau und die Verbeſſerung der Straßen. In erſter Linie geſchah das natürlich aus Gründen militäriſcher Art; Napoleon brauchte gute und direkte Straßen, um ſeine Truppen befördern zu können. Aber die Landeseinwohner profitierten auch davon. Der Straßenbau war vor der Zeit der Franzoſenherrſchaft arg vernachläſſigt. Das nimmt uns nicht Wunder; denn die vielen Landesherren, unter die das nachmalige Departement Donnersberg verteilt war, konnten ſich über die Herſtellung der Straßen nicht einigen. So blieb alles beim Alten. Poſtwagen und

Digitized by Google

Frachtfuhren blieben sehr häufig auf den schlechten, grundlosen Wegen stecken. In den Dörfern, durch die die hauptsächlichsten Kommunikationslinien hindurchgingen, verdienten die Fuhrwerksbesitzer viel Geld durch Vorspanndienste. Mit großer Energie machte sich die französische Regierung daran, das in den früheren Jahren Versäumte nachzuholen. Als die wichtigste Arbeit in dieser Beziehung ist der Bau der großen Straße von Mainz nach Paris anzusehen. Diese Straße, heute noch eine der besten in der Provinz Rheinhessen und unter dem Namen „Kaiserstraße" oder „Pariser Chaussee" bekannt, durchzog das Departement Donnersberg auf eine sehr beträchtliche Strecke, insgesamt auf 126 Kilometer. Sie führt von Mainz über Marienborn, Nieder-Olm, Wörrstadt, Alzey, Kirchheimbolanden, Kaiserslautern, Homburg und von da durch das frühere Saardepartement und durch französisches Gebiet nach Paris. Im Jahre 1811 wurde sie vollendet, rechtzeitig genug für die großen Truppenbeförderungen in den Jahren 1812, 1813 und 1814. Die Strecken von Lohnsfeld nach Eselsfürth und von Bruchmühlbach bis an die Grenze des Saardepartements wurden zuletzt fertiggestellt. Die Franzosen haben sich durch den Bau dieser großen, an vielen Stellen von hohen Pappeln eingefaßten Straße in Rheinhessen ein dauerndes Denkmal gesetzt. Speziell den Straßenbau sah Jeanbon St.-André als eine seiner wichtigsten Aufgaben an. Die Pariser Chaussee diente dazu, Paris mit dem Innern von Deutschland in unmittelbare Verbindung zu setzen. Als Napoleon im Jahre 1812 aus Rußland kam, reiste er auf dieser Straße in größter Eile von Mainz nach der Hauptstadt seines Reiches.

Von anderen Straßen, die das heutige Rheinhessen durchziehen und die von den Franzosen bedeutend ausgebessert wurden, ist zunächst die Straße von Basel nach Nymwegen zu nennen, die im Gebiete des Departements Donnersberg von

Digitized by Google

Worms über Oppenheim und Mainz bis zur Nahebrücke bei Bingen führte. Von Mainz führte ferner schon damals eine Straße über Nieder-Olm, Alzey, Neustadt und Landau nach Straßburg. Mit Metz war schon in der Franzosenzeit Mainz verbunden durch die Straße, die über Finthen, Nieder-Ingelheim und Kreuznach geht. Die längste Straße in Kreuznach führt noch heute den Namen Mannheimer Straße. Sie verband Koblenz mit Mannheim und ging über Kreuznach, Alzey und Pfeddersheim. Den Verkehr über den Rhein beförderte zu Mainz eine Schiffbrücke, die sich dort befand, wo heute die 1882 vollendete Straßenbrücke den Fluß überspannt. In Oppenheim war damals wie heute eine fliegende Brücke.

Besonderes Interesse hat in unserem Zeitalter, dem Zeitalter der Schnellzüge und elektrischen Bahnen, das damalige Postwesen. Wir müssen hier von Mainz als dem Verkehrsmittelpunkte des Departements ausgehen. Von dieser Stadt ging die Briefpost „nach dem Auslande" über Frankfurt und Wiesbaden jeden Tag, vormittags zwischen 11 und 12 Uhr ab, nach Paris und „in das innere Reich" des abends um 5 Uhr. Desgleichen gab es jeden Tag Briefbeförderungen nach dem Niederrhein (Aachen, Köln, Holland) und nach dem Oberrhein (Straßburg), sowie nach der Nahe und Moselgegend (Kreuznach, Birkenfeld, Trier). Jeden Tag kam die Briefpost aus den angegebenen Richtungen wieder nach Mainz zurück. Der Personenverkehr wurde meist durch Diligencen (Eilpostwagen) bewirkt. Eine Privatgesellschaft, die „Entreprise générale des messageries imperiales rue Notre-Dame des victoires à Paris" hatte die Diligencen im ganzen französischen Reiche. Von Mainz gingen 4 Routen: nach Paris, Straßburg, Köln und Frankfurt a. M. Die Diligence nach Paris ging alle zwei Tage nach Oeffnung der Tore ab, kam im Sommer am sechsten, im Winter am siebenten Tage in Paris an und traf naturgemäß

Digitized by Google

alle zwei Tage wieder in Mainz ein. Nach Straßburg brauchte die Diligence im Sommer zwei, im Winter drei Tage. Nach Köln brauchte man ebenso viel Zeit, nach Frankfurt fuhr man in fünf Stunden. Die Eilpostwagen gingen so, daß man überall an den Endstationen Anschluß an andere Verbindungen hatte. Außerdem ging alle zwei Tage ein Kabriolet (ein leichter, zweiräderiger Wagen) von Mainz nach Paris und wieder zurück. Das Fahrgeld betrug hier von Mainz nach Paris 77 Frs. 50 Cts., heute bezahlt man für dieselbe Strecke für ein einfaches Billet 2. Klasse 41 Mk. 60 Pf. Nach Koblenz und Köln ging außerdem die Wasserdiligence, nach Frankfurt das Marktschiff. Daneben hatten die Fuhrleute noch reichlich zu tun. In dem „Kalender für das Jahr 1811 zum Gebrauche des Departements vom Donnersberg" steht die Anzeige: „Der Fuhrmann Petri von Zweibrücken kommt den 2., 12. und 22. eines jeden Monats hier (in Mainz) an; er übernimmt Aufträge für dortige Gegend und kehrt ein im Gasthause „zur alten Krone"."

Wenig Rühmliches haben die Franzosen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens geleistet. Das ist bis zu einem gewissen Grade begreiflich; Staaten, die fortwährend Krieg führen, haben noch nie sich um die Volksbildung bemüht. **Inter arma silent musae.** Vor der Zeit der Franzosenherrschaft soll das Schulwesen in dem heutigen Rheinhessen ziemlich gut gewesen sein, um in den ersten Jahren der feindlichen Invasion mehr und mehr zu zerfallen. Die Universität in Mainz z. B. ging mit dem Kurfürstentume Mainz unter. Ein Dekret des Kaisers Napoleon vom 17. März 1808 regelte das ganze Unterrichtswesen im französischen Reiche. Als das Bemerkenswerteste an diesem Dekrete tritt jedoch nicht der Wunsch hervor, Bildung und Aufklärung im Volke zu fördern, sondern die Absicht des Kaisers, alle Unterrichtsanstalten, höhere wie niedere, Universitäten wie Volksschulen, seinen Zwecken gefügig zu machen, in ihnen Menschen

Digitized by Google

zu erziehen, die der französischen Regierung unbedingten Gehorsam leisten würden. Von Lehrfreiheit und Lernfreiheit wurde unter dem Regime Napoleons nicht viel geredet. Perthes sagt, daß durch dieses Dekret, „welches von der Nordsee bis zum Mittelmeer, ohne irgend eine Rücksicht auf Verschiedenheit der Sprache, Sitte und Bildung, die hohen und niederen, die deutschen und französischen und italienischen Anstalten in gleicher Weise behandelte," der Mechanismus seine volle Ausbildung erhalten habe. Wie das Heer, so sollte auch das Unterrichtswesen dem Willen des Kaisers gänzlich untergeordnet werden. Andere Unterrichtsanstalten als die staatlichen oder wenigsteus staatlich konzessionierten, andere Lehrer als die staatlich approbierten wurden nicht geduldet. „Alle Lehrer des gesamten Kaiserreiches, mochten sie im Schreiben oder in der Theologie unterrichten, angestellt oder konzessioniert sein, waren in so viele Abteilungen, Akademien genannt, gebracht, als es Appellhofsbezirke gab; jeder Akademie war ein am Hauptorte derselben angesessener recteur und ein ihm beigegebenes conseil vorgesetzt. Sämtliche Akademien zusammen bildeten die Universität, an deren Spitze der Großmeister mit einem conseil technisch gebildeter Männer stand, um die gesamte Lehrerarmee zu befehligen." (Perthes, Politische Zustände und Personen, Bd. 1, S. 319.) In diesen äußeren Rahmen wurde alles, was es an Lehranstalten gab, hineingezwängt. Die drei Departements, Donnersberg, Saar, Rhein und Mosel, bildeten eine Akademie, deren Rektor seinen Sitz in Mainz hatte. Von 1808 an hatte ein Herr Boucly, der den Titel „Offizier der kaiserlichen Akademie" führte, diese Stelle inne.

Interessant ist, wie der kaiserliche, mehrfach von mir zitierte Beamte Bodmann, als getreuer Untertan Napoleons den mangelhaften Zustand des Unterrichtswesens zu entschuldigen sucht. „Große Unterrichtsanstalten," so meint er, „berühmte, gelehrte

Digitized by Google

Gesellschaften und Akademien sind nicht immer ein Beweis von einer allgemein verbreiteten Aufklärung. Es gibt Gegenden, in denen Wissenschaften und Künste mit großer Sorgfalt gepflegt werden und wo doch keine Aufklärung herrscht . . . . Den Menschen nennen wir aufgeklärt, der in seinen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen weiß, was er wissen soll, der demnach als Mensch und Bürger die Kenntnisse besitzt, welche er in seinem Kreise braucht. Nachdem sich dieser erweitert, muß sich notwendig auch die Sphäre seiner Kenntnisse erweitern." Vielleicht unbewußt hat der gute Bodmann in diesen Worten ausgesprochen, was der Herrscher Frankreichs über Volksbildung dachte: jeder getreue Untertan soll ja nicht mehr lernen, als was für seine Verhältnisse paßt, und mit etwas Lesen, Rechnen und Schreiben hat der Mann aus dem Volke genug; die Hauptsache bleibt, daß er seine Steuern zahlt und sich zur Konskription stellt. Demgemäß waren die Volksschulen oder, wie sie damals hießen, Primärschulen, im Departement Donnersberg recht mangelhaft. Diese Schulen waren lediglich Einrichtungen der Gemeinden, der Staat tat nichts dafür. Als Ziel des Unterrichtes wurde angesehen, daß die Kinder das Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe der Rechenkunst lernten. Nur größere Gemeinden, die die Mittel hatten, tüchtige Lehrer zu besolden, nahmen noch den Unterricht in der Naturgeschichte und Erdbeschreibung in den Lehrplan auf. Aus verschiedenen Gründen standen die Primärschulen auf so niedriger Stufe. Die Hauptursache war, daß es schwer war, für sie gute Lehrer zu erhalten. Es fehlte gänzlich an Lehrerbildungsanstalten nach Art unserer heutigen Seminare. Jeanbon St.-André, der diesen Mangel fühlte, gab sich redliche Mühe, die Errichtung einer Normalschule, die die künftigen Lehrer heranbilden sollte, in Mainz zu erreichen. Ein kaiserliches Dekret verfügte auch die Errichtung einer Normalschule, doch wurde dieses Dekret nicht in Vollzug

Digitized by Google

geſetzt. Eine andere Urſache, weshalb die Lehrkräfte zu wünſchen übrig ließen, war die, daß die Lehrer äußerſt ſchlecht beſoldet wurden. Ihre Gehälter ſetzten ſich aus den Erträgniſſen der Schulfonds der einzelnen Gemeinden und aus den kleinen Abgaben, die für die Schulkinder zu entrichten waren, zuſammen, oft aber waren die Fonds ſehr klein und das Schulgeld wurde nicht gezahlt. Nachteilig war ferner der Umſtand, daß es gänzlich an einer fachgemäßen Aufſicht über die Primärſchulen fehlte. Die beiden Unterrichtsinſpektoren, die in dem Bereiche einer Akademie dem Rektor zur Seite ſtanden und die ex officio auch die Primärſchulen zu überwachen hatten, konnten ſelbſtverſtändlich dieſer Pflicht nicht nachkommen, da der ihnen zugeteilte Amtsbezirk mehrere Departements umfaßte.

Die zweite Stufe des öffentlichen Unterrichtes bildeten die Sekundärſchulen oder Kollegien. Es gab im Departement Donnersberg deren ſechs und zwar in Worms, Grünſtadt, Speyer, Neuſtadt, Zweibrücken und in Dürkheim, wo wenige Jahrzehnte vorher das durch Karl Friedrich Bahrdt weithin bekannte und berüchtigte Philanthropin beſtanden hatte. Die Sekundärſchule in Worms hatte im Ganzen drei Lehrer. Von beſonderer Bedeutung war die erſte wiſſenſchaftliche Anſtalt des Departements, das Lyzeum in Mainz. Sein Lehrplan entſprach ungefähr dem der heutigen Gymnaſien, ſogar Philoſophie, Optik und Aſtronomie ſollen, wie Bodmann angibt, dort gelehrt worden ſein.

Univerſitäten nach deutſchem Muſter gab es im franzöſiſchen Kaiſerreiche nicht. Dafür hätte Napoleon, dem nichts mehr zuwider war als freie Lehre und Meinungsäußerung, ſchon geſorgt. Die Mediziner, Juriſten und Theologen erhielten ihre Ausbildung auf Fachſchulen. In Mainz gab es eine ſolche für Mediziner.

Digitized by Google

Aus dem allen geht hervor, daß die französische Regierung für Schule und Volksbildung wie im ganzen Reiche so auch in dem heutigen Rheinhessen nichts übrig hatte. Perthes berichtet, daß durch amtliche, statistische Erhebungen im Jahre 1814 festgestellt wurde, daß ein Drittel aller Gemeinden auf dem linken Rheinufer ganz ohne Schulen war. Und wo sich Schulen befanden, da wurde das Unterrichten nicht gerade eifrig betrieben. Die 680 Primärschulen des Departements Donnersberg wurden im Winter von etwa 30,000 Kindern besucht, im Sommer, wenn die Kinder zur Feldarbeit herangezogen wurden, höchstens von dem vierten Teil. Ja, in vielen Gemeinden wurden dann die Schulen ganz geschlossen. Als der nordöstliche Teil des Departements 1816 an das Großherzogtum Hessen kam, fand die hessische Regierung gerade auf dem Gebiete des Schulwesens viel zu tun vor.

Durch verschiedene Gesetze und Verordnungen regelte die französische Regierung das Kirchenwesen im Reiche. Auch hier war viel zu tun, da die vorausgegangene Revolution vieles zerstört und niedergerissen hatte. Die katholische Kirche besonders hatte sich bis ungefähr 1798 in großer Bedrängnis befunden, ihr Besitzstand war sehr geschmälert, ihre Rechte waren verkürzt worden. Schlag auf Schlag hatten drakonische Gesetze seit 1789 die katholische Kirche in Frankreich in ihren Lebensäußerungen gehemmt und ihre Existenz zu vernichten gesucht. Der geistliche Zehnte wurde abgeschafft, das Kirchenvermögen vom Staate eingezogen, der Gottesdienst staatlicher Aufsicht unterstellt, der republikanische Kalender eingeführt. Als die Franzosen nach Mainz kamen, gingen sie zunächst scharf gegen die Klöster vor, dem Gottesdienste bereiteten sie keine Hindernisse, auch wurden die Kirchengüter nicht eingezogen. Schwerer wurde die katholische Bevölkerung durch das Verbot der Prozessionen und der öffentlichen Leichenbegängnisse getroffen.

Digitized by Google

Dadurch daß der Kurfürſt nicht mehr in die Stadt zurückkehren durfte, hatte die katholiſche Kirche ihr Oberhaupt verloren. Rückſichtslos gebrauchten die Franzoſen kirchliche Gebäude zu militäriſchen Zwecken. So hatte ihnen der altehrwürdige romaniſche Dom längere Zeit hindurch als Heumagazin gedient.

Als Napoleon zur Regierung kam, hatte die Zeit der Drangſale für die katholiſche Kirche ein Ende erreicht. Er gewährte ihr wieder mehr Rechte, ſchaffte, wie ſchon oben bemerkt iſt, den republikaniſchen Kalender ab und gab im Jahre 1802 der Kirche in der Perſon des Biſchofs Colmar wieder ein Oberhaupt. Dieſem Manne, dem Weisheit und Milde nachgerühmt werden, fiel die Arbeit zu, das, was in den erſten Jahren von der franzöſiſchen Republik zerſtört worden war, wieder aufzurichten. Selbſtverſtändlich machte er ſo wenig wie die anderen Biſchöfe im franzöſiſchen Reiche dem Kaiſer Oppoſition. Etwas derartiges ließ ſich Napoleon nicht bieten.

Der größere Teil der Bevölkerung des Departements Donnersberg gehörte der evangeliſchen Konfeſſion an. „In den proteſtantiſchen Gemeinden", ſo ſchreibt Bodmann, „findet man einen höheren Wohlſtand, eine Folge ihres größeren Fleißes und ihrer Sparſamkeit." Die Lage der evangeliſchen Kirche in dem heutigen Rheinheſſen war vor der franzöſiſchen Invaſion nicht gerade günſtig geweſen. Wie allerwärts, ſo waren auch hier die Evangeliſchen in Reformierte und Lutheraner geteilt. Namentlich waren die Lutheraner in der Kurpfalz übel daran geweſen. Ihre Kirchengüter hatte ihnen die Regierung genommen, ſo daß die Geiſtlichen ſehr ſchlecht beſoldet waren. Die Pfarrſtellen, namentlich in den gräflichen und ritterſchaftlichen Gebietsteilen, wurden oft dem übertragen, der dem Patron etwas bezahlen konnte. Das war damals dort überall gebräuchlich, auch bei der Vergebung von anderen Aemtern. Das

Digitized by Google

Franzoſenregiment änderte nicht viel auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche. Ein Geſetz vom 18. Germinal X regelte die Verfaſſung dieſer Kirche. In dieſem Geſetze wurden den evangeliſchen wie allen anderen Konfeſſionen freie Ausübung ihres Gottesdienſtes zugeſichert und der Kirche zugleich eine Verfaſſung gegeben. Drei Generalkonſiſtorien wurden beſtimmt, das eine zu Straßburg, das andere zu Köln und das dritte zu Mainz für die Evangeliſchen im Departement Saar und Departement Donnersberg. Die Geiſtlichen, welchen die Beaufſichtigung der Kirchengemeinden übertragen war, hatten vorher den Titel „Inſpektoren". Allerdings wurden die Beſtimmungen über die Verfaſſung der evangeliſchen Kirche nicht zur Ausführung gebracht, den Franzoſen waren andere Dinge wichtiger als Kirche und Schule. Präſident des Generalkonſiſtoriums zu Mainz war am Ende der Franzoſenzeit ein Herr Pietſch, der als Mitglied der Ehrenlegion aufgeführt wird. Ihm unterſtanden in den beiden genannten Departements die beiden evangeliſch-lutheriſchen wie auch die reformierten Kirchen. Dieſem Präſidenten unterſtanden 14 lutheriſche und 18 reformierte Lokalkonſiſtorien oder Konſiſtorialkirchen, welche ungefähr unſeren heutigen Dekanaten entſprachen. Im heutigen Rheinheſſen, gab es die lutheriſchen Konſiſtorialkirchen von Mainz, Alzey, Guntersblum und Worms. Einige jetzt rheinheſſiſche Dörfer wie Nieder-Wieſen, Stein-Bockenheim, Fürfeld gehörten zur Konſiſtorialkirche von Kirchheimbolanden. Reformierte Konſiſtorialkirchen gab es in Ober-Ingelheim, Sprendlingen, Alzey, Oppenheim, Oſthofen, Heppenheim a. d. W. An manchen Orten, wie z. B. in Worms, Ober-Ingelheim, Alzey gab es lutheriſche und reformierte Gemeinden. Erſt die im Jahre 1822 in Rheinheſſen vollzogene Union hat dieſem Zwieſpalte ein Ende bereitet: vorher waren die beiden evangeliſchen Konfeſſionen in Rheinheſſen bunt durcheinander gemiſcht. Die Vorgeſetzten der Geiſtlichen hießen

Digitized by Google

Konsistorialpräsidenten. Die Kirchenverfassung, welche zur Zeit der französischen Herrschaft in unserer Gegend bestand, besteht heute noch in Elsaß-Lothringen. Der französischen Herrschaft bezw. den organischen Artikeln über den protestantischen Kultus vom 18. Germinal X (8. April 1802) ist es zu verdanken, daß sich in Mainz eine evangelische Gemeinde sammeln konnte. Die Begründung derselben erfolgte noch in demselben Jahre.

Wie Napoleon Kirchen- und Schulwesen überhaupt zentralisierte, so wurde unter seinem Regimente auch die Verfassung der jüdischen Religionsgemeinden einheitlich gestaltet. Auch hier gab es Konsistorien; Napoleon liebte eben, alles, mochte es auch individuell noch so verschieden sein, über denselben Leisten zu schlagen. In Paris befand sich ein jüdisches Zentralkonsistorium und in jedem Departement ein Konsistorium.

In der Wormser Gegend gab es damals wie auch heute Mennoniten, sie besaßen in Kriegsheim eine Kirche, die einzige im ganzen Departement. Auch einige Wiedertäufer sollen im Departement Donnersberg gewohnt haben.

Ueber das Verhältnis der Konfessionen zu einander sagt Bodmann: „Menschen, die sich zu verschiedenen Religionen bekennen, wohnen in diesem Departement nicht allein friedlich zusammen, sondern besuchen unter Umständen eine und dieselbe Kirche. Dieser Geist der Verträglichkeit ist eine Folge des gemischten Religionszustandes. Menschen von verschiedenem Glauben, die sich in ihren täglichen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen berühren, lernen ihre Tugenden schätzen und ihre Fehler ertragen.“ Den beiden zuletzt angeführten Sätzen stimmen wir auch heute noch durchaus zu.

In diesem Zusammenhange ist eine Tatsache erheiternder Natur zu erwähnen. Napoleon begnügte sich nicht damit, Armeen zu kommandieren und Gesetze zu erlassen, er verfaßte auch im Interesse der religiösen Erziehung seiner Untertanen

Digitized by Google

einen Katechismus, d. h. er ließ ihn nach seinen Intentionen abfassen. Dieser Katechismus wurde 1806 für die katholische Kirche des ganzen französischen Reiches eingeführt. Beim vierten Gebote gab es in diesem Katechismus einige merkwürdige Fragen. Unter anderem wurde gefragt: „Was für Pflichten hat der Christ gegen die Fürsten, seine Beherrscher und welche Pflichten liegen insbesondere uns gegen Napoleon I., unsern Kaiser, ob?" Die Antwort lautete: „Die Christen sind den Fürsten, von denen sie regiert werden, und insbesonders Napoleon I., unserem Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Kriegsdienste und die zur Erhaltung und Verteidigung des Reiches und seines Thrones eingeführten Auflagen schuldig. Unseren Kaiser ehren und ihm dienen ist soviel als Gott selbst ehren und ihm dienen. Diejenigen, die das nicht tun, machen sich der ewigen Verdammnis schuldig." Man sieht, der Kaiser verstand es, seinen Untertanen das, was er von ihnen verlangte, einzuschärfen, und um Mittel zu diesem Zwecke war er nicht verlegen. Eine weitere Frage in diesem famosen Katechismus lautete: „Gibt es nicht besondere Beweggründe, die unsere Ergebenheit gegen Napoleon I., unseren Kaiser, noch um vieles verstärken sollen?" Hierauf wurde geantwortet: „Ja; denn er ist derjenige, den Gott, der Herr, unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, der Wiederhersteller der öffentlichen Ausübung der heiligen Religion unserer Voreltern, und der Beschützer derselben zu sein. Er hat durch seine tiefe und tätige Weisheit die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und erhalten. Er ist der Verteidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes und durch die heilige Salbung, welche er von den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden." Dieser blasphemische Passus mußte damals von den Schulkindern im französischen Reiche auswendig gelernt

Digitized by Google

werden. Der rückſichts- und ſkrupelloſe Deſpotismus Napoleons kommt darin zum Vorſchein.

Hart und drückend war die franzöſiſche Steuergeſetzgebung. In Mainz waren in der kurfürſtlichen Zeit die Steuern weit geringer als unter dem Regime Napoleons. Zwar hat der Kaiſer auch auf dieſem Gebiete die Willkür der Revolutionszeit entwaffnet und Ordnung in den Staatshaushalt gebracht. Bockenheimer ſchreibt in ſeiner „Geſchichte der Stadt Mainz während der zweiten franzöſiſchen Herrſchaft“: „Unterſtützt von neuen Beamten war der im Rechnungsweſen peinliche und unerbittliche erſte Konſul zum Schrecken geworden für Lieferanten, Zahlmeiſter, Rechner, und für alle, die mit öffentlichen Geldern in Berührung kamen.“ Aber, wie Napoleon überall ſeine großen Leiſtungen für das Staatswohl durch ſeinen unſeligen Hang zum Kriegführen in Schatten ſtellte und verdarb, wie die Erfolge ſeiner inneren Politik durch ſeine äußere Politik in Frage geſtellt wurden, ſo war auch die Periode ſeiner ſchöpferiſchen Tätigkeit auf dem Gebiete der Finanzpolitik zu Ende, als Frankreich von 1806 an dauernd Kriege zu führen hatte. Die Aufwendungen für militäriſche Zwecke ſtellten ungeheure Anforderungen an den Steuerzahler. An direkten Steuern gab es in Frankreich 1. die Grundſteuer, 2. die Perſonal- und Mobiliarſteuer, 3. die Tür- und Fenſterſteuer, 4. die Patentſteuer. Außerdem hatten die Bewohner der Bezirke Mainz und Speyer noch Beiträge zum Rheindamm und Scheldekanal, ſogenannte Zulagezentimes zu entrichten. Daß Napoleon, der doch ſonſt verſtand, die Steuerſchraube anzuziehen, keine Vermögensſteuer einführte, iſt merkwürdig; infolge deſſen war ein bedeutender Teil der Kapitalien keiner Steuer unterworfen. An indirekten Steuern gab es eine Getränkeſteuer, eine Tabaksſteuer und eine beſonders unliebſam empfundene Abgabe, die man auf den Salzverbrauch gelegt hatte.

Digitized by Google

Außerdem war jeder Eigentumsübergang dem ſogenannten Enregistrement und damit einer Uebertragungsſteuer unterworfen, die dem Fiskus viel Geld einbrachte. Nur diejenigen Kapitalien, mit denen in geſchäftlichen Unternehmungen gearbeitet wurde, waren der Patentſteuer unterworfen. Die Grundſteuer war ſchon deshalb nicht gleichmäßig ausgeſchlagen, weil die von den Franzoſen in Ausſicht genommene Kataſtrierung nicht vollendet wurde. Die Perſonal- und Mobilarſteuer bezog ſich auf das Einkommen aus gewerblicher, überhaupt beruflicher Tätigkeit und aus beweglichem Vermögen. Eine eigentümliche und aus architektoniſchen wie ſanitären Gründen höchſt verwerfliche Steuer war die Tür- und Fenſterſteuer. Der Betrag dieſer Steuer wurde alljährlich für das ganze Reich beſtimmt und dann auf die einzelnen Departements ausgeſchlagen. In Mainz zahlte man 1803 für ein Tor 7 Frcs. 2 Ctms., für ein Fenſter im unteren, erſten und zweiten Stock 85 Ctms., für ein Fenſter in einem der übrigen Stöcke 71 Ctms. und endlich für ein Haus mit einer Türe und einem Fenſter 30 Ctms. Die Spuren dieſer Wohnungsſteuer kann man heutzutage noch allenthalben in Frankreich, aber auch in Rheinheſſen wahrnehmen an jenen alten aus den beiden erſten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ſtammenden Häuſern, die durch die geringe Zahl ihrer Fenſter ein ſo häßliches, an das Zuchthaus erinnerndes Ausſehen haben. Diejenigen Steuerzahler, welche der Patentſteuer unterworfen waren, waren mit Rückſicht auf ihr Gewerbe in acht Klaſſen eingeteilt. Die Erhebung der Steuern geſchah durch die Steuereinnehmer, zu deren Bezirken auf dem Lande meiſt mehrere Gemeinden zählten. Sie lieferten monatlich an die Bezirkseinnehmer und dieſe wieder an die Generaleinnehmer im Hauptorte des Departements ab. Generaleinnehmer des Departements Donnersberg, zugleich auch Untereinnehmer für den Bezirk Mainz war um das Jahr 1810 ein gewiſſer Reiſet.

Digitized by Google

Bodmann berichtet, daß die bei der Erhebung entſtehenden Zwangskoſten ungefähr 1/700 der zu erhebenden Summen ausmachten. Darin ſieht er den Eifer beſtätigt, den die Bewohner des Departements bei der Entrichtung der Steuern entwickelten.

Was die Kommunalverfaſſung betrifft, ſo geſtaltete ſich dieſe je nach der Seelenzahl der Gemeinden verſchieden. In Gemeinden, deren Seelenzahl 2500 nicht überſtieg, gab es einen Maire und einen Adjunkten, in Gemeinden mit einer Bevölkerungszahl von 2500—5000 kam ein weiterer Adjunkt hinzu. Städte, deren Seelenzahl bis zu 10,000 betrug, hatten einen Maire, zwei Adjunkten und einen Polizeikommiſſar. In größeren Städten gab es außerdem für je 20,000 Einwohner über 10,000 einen Adjunkten und auf je 10,000 Einwohner darüber einen Polizeikommiſſar. Die einzige Stadt im Departement Donnersberg, auf die dieſe geſetzliche Beſtimmung Bezug hatte, war Mainz, das im Jahre 1810 24,142 Einwohner zählte. Die Stadt Worms, die für ſich allein einen Kanton bildete, hatte 1808 eine Bevölkerung von 5570 Seelen. Die Maires bezw. deren Stellvertreter, die Adjunkten, hatten die allgemeine Verwaltung, die Polizei und die Führung der Zivilſtandesregiſter. Durch das franzöſiſche Zivilſtandesgeſetz wurden die Pfarrämter von der Beurkundung des Perſonenſtandes entlaſtet. Die Geiſtlichen mußten — auch ein Akt echt napoleoniſcher Willkür — alle ſeit Jahrhunderten von ihren Amtsvorgängern geführten Trau-, Geburts- und Sterberegiſter an die Mairien abliefern. Im Unterſchiede von Starkenburg und Oberheſſen ſind deshalb die rheinheſſiſchen Pfarrarchive ſehr arm an geſchichtlichem Material. Im Intereſſe der kirchengeſchichtlichen und überhaupt der geſchichtlichen Forſchung wäre zu wünſchen, daß die alten Regiſter an die Pfarrämter zurückgegeben würden.

Digitized by Google

Was die Franzoſen auf dem Gebiete der Rechtspflege geleiſtet haben, beanſprucht unſere rückhaltloſe Bewunderung. Das ſchon war verdienſtlich, daß ſie hier Einheit an Stelle der vormaligen Zerſplitterung geſetzt haben. So viel Territorien es vorher in dem linksrheiniſchen Gebiete gab, ſo viel Rechtszuſtände gab es auch. Dörfer, die unmittelbar nebeneinander lagen, hatten verſchiedenes Recht. Dazu waren in den erſten Jahren nach 1792 ſo viele Reglements und Dekrete der franzöſiſchen Gouvernementskommiſſare gekommen, daß, wie Perthes bemerkt, eine allgemeine Rechtsunſicherheit Platz ergriffen hatte. Dieſen Zuſtänden machte Napoleon ein Ende. Mit der ganzen Kraft und Energie ſeines Geiſtes betrieb er die Einführung neuer Geſetzbücher. Am 21. März 1804 ließ er den code civil des Français publizieren. Dieſes Geſetzbuch wurde für das ganze franzöſiſche Reich, alſo auch für die vier Departements am Rheine in Geltung geſetzt. Das franzöſiſche Kaiſerreich hatt alſo ſchon 96 Jahre zuvor das gehabt, was für das deutſche Reich erſt im Jahre 1900 in Kraft getreten iſt: ein einheitliches, bürgerliches Geſetzbuch. Bekanntlich hat der code civil bis 1900 in Rheinheſſen Geltung gehabt und ſich bei unſeren Landsleuten dauernder Beliebtheit erfreut. „Manche uralte Rechtsordnung", ſo charakteriſiert Perthes dieſes Geſetzbuch, „manche Sitte, die ſeit Jahrhunderten beſtanden und manche den Enkeln liebgewordene Gewohnheit der Väter fiel neuen, fremden Rechtsanſchauungen zum Opfer. Die väterliche Gewalt über Volljährige z. B. verlor ihre Bedeutung; ein und dasſelbe Erbrecht ward ohne Rückſicht auf Stand und Wohnort zur Anwendung gebracht. Aber nicht in dem neuen Geſetzbuch lag der Grund aller dieſer Umwälzungen und Umwandlungen, ſondern in den vorangegangenen Revolutionsjahren, deren gewaltſame und bereits durchgeführte Geſetze der code civil nur zuſammenſtellt. Auch ließ das Geſetzbuch, wenn es

Digitized by Google

Neues und Fremdartiges anordnete, in vielen Fällen dem Leben die Möglichkeit, ſich das ihm Widerſprechende fern zu halten." Der rheinheſſiſche Juriſt Bockenheimer urteilt: „Für unſere Gegend bedeutete die Einführung des code civil das Ende eines unerträglich gewordenen, in dem Nebeneinanderbeſtehen der verſchiedenartigſten Geſetze begründeten Wirrwarrs; er bildete aber auch, was für uns nicht minder bedeutungsvoll war, die Unterlage zu den bis dahin gänzlich vernachläſſigten Rechtsſtudien."

In raſcher Folge wurden am 1. Januar 1807 der code de procédure civile das Geſetzbuch für das Verfahren bei bürgerlichen Rechtsſtreiten und am 1. Januar 1808 das Handelsgeſetzbuch publiziert. Am 1. Januar 1811 traten die Strafprozeßordnung und das Strafgeſetzbuch in Kraft. Wenn auch namentlich die beiden letztgenannten Geſetzbücher ſich keiner beſonderen Beliebtheit bei unſeren Vorfahren erfreuten, ſo müſſen wir doch die Energie der franzöſiſchen Regierung, beſonders des Kaiſers Napoleon, bewundern, die in den Jahren, da Frankreich nicht in größere Kriege verwickelt war, ſo viel zum inneren Ausbau des Reiches getan hat.

Auf Grund der Mitteilungen, die Bodmann in ſeinem öfters von mir zitierten Werke macht, ſei die Rechtspflege des franzöſiſchen Kaiſerreichs im Folgenden noch etwas genauer geſchildert. Das geſamte Juſtizweſen war dem Juſtizminiſter oder Oberrichter unterworfen. Er hatte inſonderheit dem Kaiſer über die Rechtspflege Bericht zu erſtatten und präſidierte dem Kaſſationshof. Alljährlich ſandte der Kaſſationshof eine Deputation an den Kaiſer, um ihm über Fehlerhaftes und Unvollſtändiges in der Geſetzgebung zu berichten. In Zivilſachen mußte man innerhalb drei Monaten nach ergangenem Urteil, in ſtrafrechtlichen Angelegenheiten innerhalb drei Tagen nach dem ausgeſprochenen Urteil um Kaſſation einkommen. Für

Digitized by Google

mehrere Departements gab es einen Appellationsgerichtshof. Derjenige für die 4 rheiniſchen Departements hatte ſeinen Sitz in Trier. In jedem Departement gab es ein Spezialgericht. Das für das Departement Donnersberg hatte ſeinen Sitz naturgemäß in Mainz. Sein Präſident war der auch als Schriftſteller bekannte Rebmann. Spezialgerichte wurden nur da errichtet, wo es nötig war; ſie befaßten ſich mit ſolchen Verbrechen, die von einer Mehrzahl von Perſonen verübt worden waren. Ordentliche Gerichte waren die Gerichte I. Inſtanz zu Mainz, Speyer, Kaiſerslautern und Zweibrücken, die ſich ſowohl mit Zivil- als mit Straſſachen befaßten. Jedes Departement hatte einen „Peinlichen Gerichtshof", der unter der Mitwirkung von Geſchworenen über ſchwere Verbrechen abzuurteilen hatte. Die Aſſiſengerichtshöfe traten wie unſere Schwurgerichte jedes Vierteljahr zuſammen. Die Stelle der heutigen Staatsanwälte nahmen die Generalprokuratoren ein. Die Erinnerung an dieſen Amtstitel hat ſich bis auf den heutigen Tag in Rheinheſſen erhalten. Wenn jemand beſonders flink mit der Zunge iſt, ſo ſagt man wohl: „Der ſpricht wie ein Staatsprokurator." Mit geringfügigem Vergehen und kleineren Sachen, zivilrechtlicher Natur, befaßten ſich die Friedensgerichte. Kulturgeſchichtlich intereſſant iſt, daß als zum Machtbereich dieſer Gerichte gehörig ausdrücklich die ſtrafrechtliche Verfolgung der Wahrſagerinnen und Traumdeuter angeſehen wurde. In dem heutigen Rheinheſſen gab es elf Friedensgerichte, nämlich zu Alzey, Bechtheim, Bingen, Mainz, Nieder-Olm, Ober-Ingelheim, Oppenheim, Pfeddersheim, Wöllſtein, Worms und Wörrſtadt, alſo in allen Hauptorten der Kantone. Die heutige Einteilung der Amtsgerichtsbezirke iſt alſo immer noch die franzöſiſche, mit dem einzigen Unterſchied, daß das Gericht, welches in Bechtheim ſeinen Sitz hatte, jetzt nach Oſthofen verlegt iſt. Die ſtrafrechtlichen Beſtimmungen des franzöſiſchen Kaiſerreiches waren ſehr ſtreng. Brandſtiftung

Digitized by Google

und Diebstahl wurden unter Umständen mit dem Tode bestraft. Bockenheimer schreibt: „Unter den 46 Personen, welche in Mainz in der Zeit vom 16. Juni 1801 bis 25. Oktober 1810 einschließlich des Schinderhannes und seiner Genossen hingerichtet wurden, befand sich eine Reihe von Personen, deren Verbrechen nach heutiger Gesetzgebung kaum mit einer namhaften Zuchthausstrafe würde bestraft werden." Mit der Verfolgung des Schleichhandels befaßten sich besondere Gerichte, die Obermautgerichtshöfe. Diese Gerichtshöfe waren wie die Douane selber im höchsten Maße unpopulär und unbeliebt. In den rheinischen Gebietsteilen gab es solche Gerichte in Straßburg, Mainz und Köln. Bei Vergehen gegen die Zollgesetzgebung verstand Napoleon keinen Spaß. Die Unternehmer des Schleichhandels, die Teilnehmer desselben, die Anführer der Schmuggler wurden mit zehnjähriger Zuchthausstrafe bestraft und mit den Buchstaben V. D. gebrandmarkt. Diejenigen Schmuggler, welche so klug waren, sich nicht erwischen zu lassen, interpretierten das Mal, das ihren weniger klugen Genossen aufgebrannt wurde, als V(iel) D(umm).

Es läßt sich nicht verkennen, daß die französische Rechtspflege, abgesehen von einigen Mängeln, die gewiß im Laufe der Zeit verschwunden wären, eine vorzügliche war. Straffheit, Konzentration und Einheitlichkeit waren ihre Hauptvorzüge. Daß die französische Strafrechtspflege mit geringen Modifikationen bis 1879, die bürgerliche Gesetzgebung Napoleons bis 1900 in Rheinhessen bestehen blieben, daß das äußere Schema der französischen Justiz bis auf den heutigen Tag ziemlich unverändert geblieben ist, stellt die Verdienste der Franzosen auf diesem Gebiete in das richtige Licht. Störend und hinderlich für unsere Vorfahren war freilich der Umstand, daß viele Richter Stockfranzosen, der deutschen Sprache nicht mächtig und mit deutscher

Digitized by Google

Sitte und deutschem Wesen unbekannt waren. Für den, der Recht suchte, war das sehr unerfreulich.

Besonders in einer Beziehung hat die französische Justiz unseren Vorfahren einen großen Dienst erwiesen, nämlich durch die Ausrottung des Räuberunwesens in dem linksrheinischen Gebiete. Räuber, Marodeure und Gesindel aller Art sind von jeher die Begleiterscheinungen großer Kriege gewesen. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und noch 1648 wimmelte es in Deutschland von Räuberbanden. So war es auch in den Jahren, die auf die französische Invasion von 1792 folgten. Von der niederländischen Grenze bis zu den Vogesen machten Räuberbanden die linksrheinischen Lande unsicher. Die turbulenten Zeiten, der Mangel einer einheitlichen Regierung, die Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände in den kleinen geistlichen und weltlichen Territorien, die Nachlässigkeit und Feigheit der Beamten, ließen dieses Unwesen zu einer furchtbaren Landplage werden. Niemand war mehr sicher, die Räuberbanden verbreiteten Angst und Schrecken. Ein umfangreiches Buch „Die Kumpane des Schinderhannes" (Kreuznach, Harrach 1894) schildert auf Grund von Aufzeichnungen damaliger Beamten dieses Unwesen. Verschiedene Banden, die brabantische, holländische, Meerssener (nach dem Dorfe Meerssen bei Mastricht), Krefelder, Neußer, Neuwieder Bande verbreiteten auf dem linken Rheinufer Angst und Schrecken. Die Namen Picard, Damian Hessel, Matthias Weber, erregten überall Entsetzen. Mit einer Frechheit, die man sich heutzutage kaum erklären kann, verübten diese Räuber ihre Verbrechen. Oft wurden die Ueberfallenen bei den nächtlichen Einbrüchen ermordet oder auf das Grausamste mißhandelt; keine Landstraße war mehr sicher. Und die Gefängnisse, namentlich die sogenannten „Bezzekämmerchen" in den Dörfern, waren so fest, daß die meisten Räuber wieder ausbrachen. Die größte Verworfenheit tritt uns hier in erschreckender Weise vor Augen.

Digitized by Google

Merkwürdig ist, daß zu diesen Banden auffallend viele Juden gehörten. Und die Bevölkerung hatte nicht nur Furcht vor diesen verkommenen Gesellen, sondern bewunderte sie bis zu einem gewissen Grade. Nie verfehlte man, wenn man die Schandtaten eines derartigen Bösewichtes aufzählte, auch die „edle Gesinnung", die hier und da zum Vorschein gekommen sein soll, zu erwähnen. So schildert das oben erwähnte Buch den Tod des Räubers Matthias Weber, der 1803 zu Köln guillotiniert wurde, als den Tod eines Helden, und versteigt sich sogar dazu, zu erwähnen: „So starb ein Mensch, der, in eine andere Zone verschlagen, als der Sohn eines Mächtigen geboren, oder unter anderen günstigen Umständen auferzogen, seiner Anlage, seinem erfinderischen Genie, seinem Mute nach, vielleicht als bewundernswerter Held, als eine Zierde seines Zeitalters gestorben wäre." Es ist schade, daß der Kopf dieser „Zierde seines Zeitalters" zu früh fiel und daß Weber dieses Lob nicht persönlich entgegennehmen konnte. Als ihm in seinen letzten Lebenstagen von seinem Beichtvater eine Beschreibung seiner Räubereien vorgelegt wurde, freute er sich ganz unbändig.

Auch das heutige Rheinhessen hatte unter dieser Landplage zu leiden, und zwar ist es hier die Bande des berüchtigten Schinderhannes, die von unseren Vorfahren besonders gefürchtet wurde. Der Name dieses Verbrechers lebte heute noch in der Erinnerung unserer Landsleute weiter; ein ganzer Kreis von Sagen hat sich um seine Person gewoben, und mit Interesse lauschen immer noch die Jungen, wenn die Alten aus den Traditionen vom Großvater und vom Urgroßvater her vom Schinderhannes berichten. Dieser ist an der Nahe, im Hunsrück und im südwestlichen Teile von Rheinhessen hundert Jahre nach seinem unrühmlichen Tode noch eine populäre Figur. Die Anfänge seiner Bande fallen in die 90er Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Als die Franzosen und Preußen im Moseltale,

Digitized by Google

an der Nahe und im Hunsrück gegeneinander zu Felde lagen, begannen junge, verdorbene Burschen damit, daß sie Fleisch und Brot aus den Proviantwagen stahlen. Aber wie der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst, so gingen auch sie bald zu Pferdediebstählen über, schließlich waren Einbruch und Straßenraub ihre Haupterwerbsquelle. Die schöne Novelle „Sirene" von Starklof, die Heyse an erster Stelle in seinen „Neuen deutschen Novellenschatz" aufgenommen hat, gibt ein anschauliches Bild von dem damaligen Räuberwesen im Hunsrück und an der Nahe. Daß diese Räuber jahrelang so ungestört eine ganze Landschaft in Schrecken setzen konnten, lag zumeist an der Schwäche der Regierungen und der Nachlässigkeit der Sicherheitsbeamten, zum Teil aber auch daran, daß sie im Lande viele Mitwisser und Mithelfer hatten. Einsam gelegene Höfe und Mühlen, abgelegene Dörfer bildeten Schlupfwinkel für die durch den Wald und auf den Landstraßen schweifenden Gesellen. Unter allerhand Verkleidungen als Zunderkrämer, Bänkelsänger, Mühlärzte, Kaffeemühlenschärfer, Siebmacher und Pferdehändler durchzogen sie das Land und machten Gelegenheiten zum Raube ausfindig. Vom Jahre 1798 wird aus dem Hunsrück berichtet: „Das herrenlose Gesindel ist so stark, daß niemand ohne Begleitung, bei Nacht überhaupt nicht, auf das Feld geht." Ungefähr seit 1799 übernahm der junge, 1778 zu Miehlen in Nassau geborene Johannes Bückler die Führung. Sein Vater hatte zeitweise auf dem Ibener Hofe bei Wonsheim (im Kreise Alzey) gewohnt, später in Kirschweiler bei Oberstein. Als Knabe war Johannes Bückler bei einem Wasenmeister in der Lehre gewesen, daher der Name Schinderhannes. Diesen Beinamen daraus zu erklären, daß Bückler die von ihm Ueberfallenen geschunden habe, halte ich für ganz verkehrt. In dieser Bedeutung wird das Wort schinden in Südwestdeutschland kaum gebraucht, wohl aber heißt der Wasen-

Digitized by Google

meiſter dort allenthalben der Schinder. Seine Genoſſen ſind meiſt mit ihren Spitznamen bekannt, ſo Fink, Rotkopf, Placken-Klos, Zigeunerhannes, ſchwarzer Peter (Peter Petri). Weiter gehörten dazu Johann Leyendecker, ein hinkender Schuſter, Johann Georg Reidenbach, ein Holzhacker, und viele andere, die teils in engerer, teils in weiterer Beziehung zu dem Haupte der Bande ſtanden. Auch hier fehlten, wie die Namen Simon Seligmann, Löſer Iſaak beweiſen, die Juden nicht, wenn dieſelben auch nur durch Hehlerei beteiligt waren. Ebenſowenig fehlte in dieſem Kreiſe das ſchöne Geſchlecht. Verworfene Frauensperſonen halfen beim Durchbringen des geſtohlenen Gutes, umſchlichen die Gefängniſſe, in denen die Männer ſaßen, und halfen dazu, daß dieſe ausbrechen konnten.

Von 1799 bis 1802 war Schinderhannes mit ſeinen Genoſſen der Schrecken der oben näher bezeichneten Gegend. Einbrüche, Beraubungen von Reiſenden auf offener Landſtraße, Erpreſſungen löſten in raſcher Folge einander ab. Bekanntlich hatte es Schinderhannes ganz beſonders auf die Juden abgeſehen. Oft flogen dieſen Brandbriefe in das Haus, unterzeichnet „Johannes durch den Wald“. Ob es nur Ironi oder Dummheit war, jedenfalls verſäumte der Räuber nicht, in derartigen Briefen den Adreſſaten Grüße zu ſenden. So forderte er von den Hottenbacher Juden Geld, indem er ihnen mit dem „roten Hahn“ drohte, fügte aber am Schluſſe hinzu: „an die Hoten Bacher Gantze Judenſchaft einen freintlichen Kruſ von dem ſchinterjohannes.“ Man ſieht: originell wie der ganze Menſch war auch ſeine Orthographie und ſein Briefſtil. Selten verſäumten aber die von dem Räuber freundlich Begrüßten, die verlangte Summe an dem angegebenen Orte zu hinterlegen.

Auf die vielen, heute noch kurſierenden Schinderhannes-Anekdoten will ich hier nicht eingehen, da ich nicht die Abſicht habe, Räubergeſchichten zu erzählen. Erwähnt mag nur ſein,

Digitized by Google

daß Schinderhannes in ſeinem ganzen Gebahren, in ſeinen Aeußerungen, auch in ſeinen Beziehungen zu der Bevölkerung, unverkennbare Aehnlichkeit mit Matthias Kneißl, dem vor zwei Jahren hingerichteten bayeriſchen Räuber hatte. Offenbar prägt das Metier auch hier den Menſchen einen ganz beſtimmten Typus auf. Schinderhannes verübte ſeine Räubereien auch mehr in dem Bezirke des Saardepartements; im Departement Donnersberg war es nur die Gegend zwiſchen Alzey und Kreuznach, die er unſicher machte. Dort verübte ſeine Bande einen äußerſt frechen Einbruch bei dem Handelsmann Salomon Benedikt zu Erbes-Büdesheim. Sie befolgte hierbei die Taktik, die damals oft von den rheiniſchen Räuberbanden befolgt wurde. Entfernt vom Tatorte, im Walde bei Iben, wurde der Plan entworfen, nachdem man ſich von Kreuznach aus mit Pulver und Blei verſehen hatte. In der Nacht brach die Bande nach dem zwei Stunden entfernten Dorfe auf. Vor demſelben wurde ein Wegweiſer ausgeriſſen und mit demſelben die Tür des Hauſes, auf das der Ueberfall abgeſehen war, eingeſtoßen, nachdem man vorher dem Nachtwächter Branntwein gegeben und das Schlüſſelloch der Türe, die zum Turmraume führte, verſtopft hatte, damit nicht Sturm geläutet werden konnte. Ein Teil der Räuber blieb vor dem Hauſe ſtehen, feuerte, um Unberufene abzuſchrecken, unaufhörlich Schüſſe ab und redete in franzöſiſchen Ausdrücken, um den Anſchein zu erwecken, als ſeien franzöſiſche Marodeure die Räuber. Die Inſaſſen des Hauſes wurden durch Drohungen gezwungen, den Ort anzugeben, wo das Geld bewahrt wurde, und dann geknebelt. Unter großem Lärm zogen die Räuber mit ihrem Raube ab, dann aber, als ſie das Dorf hinter ſich hatten, zogen ſie möglichſt geräuſchlos dahin und verteilten im Walde bei Iben das Geraubte. Wie es hier zuging, ſo ging es damals hundertmal in den Rheinlanden zu. Die Furcht vor dem Hannes bemächtigte

Digitized by Google

ſich der Dorfbewohner; niemand wagte, an den Räuber, der oft auf Kirchweihen munter tanzte oder ſich in den Wirtshäuſern Gutes vom Schinderhannes erzählen ließ, Hand zu legen. Es waren Zuſtände der Anarchie, Zuſtände, wie ſie kaum im Mittelalter ſchlimmer waren.

Dieſem Unweſen ging die franzöſiſche Regierung, ſeitdem ſie in den Rheinlanden geordnete Zuſtände hergeſtellt hatte, mit feſter Hand zu Leibe. Schon vom Jahre 1799 an hatten die franzöſiſchen Beamten die Sache feſter angefaßt. Vor allem gebührt dem Präfekten des Departements Donnersberg Jeanbon St.-André das Verdienſt, dieſen unhaltbaren Zuſtänden ein Ende gemacht zu haben. Als er im Januar 1802 nach Mainz kam, ſah er zwei Aufgaben als beſonders wichtig und dringend an: den Straßenbau und die Ausrottung des Räuberunweſens. Damit die Maßnahmen, die er gegen die Räuber zu ergreifen gedachte, nicht vorzeitig bekannt gemacht würden, hielt er ſeine Pläne auf das Strengſte geheim. Niemand auf ſeinem Bureau durfte etwas davon wiſſen; alle Inſtruktionen, Beſchlüſſe und Briefe in dieſer Sache ſchrieb der Präfekt mit eigener Hand. So gelang es ihm, des Geſindels Herr zu werden. Schinderhannes ſelbſt ſah ſeine Lage auf dem linken Rheinufer für gefährdet an und wollte ſich in Sicherheit bringen. Im Mai 1802 wurde er in der Nähe von Limburg ergriffen und ſpäter nach Mainz transportiert.. Mit allen Mitteln hatte er geſucht, dies zu hintertreiben, da er wohl wußte, daß es ihm an den Kragen gehen werde, wenn ihn die Franzoſen in die Gewalt bekommen würden. In Mainz wurde ihm und 68 Genoſſen der Prozeß gemacht. Die Hauptverhandlungen fanden vom 24. Oktober bis 20. November 1803 im Akademieſaale des kurfürſtlichen Schloſſes vor dem Mainzer Spezialgerichte ſtatt. Sie endigten damit, daß 20 Räuber, darunter der Führer der Bande zum Tode verurteilt wurden. Schon am 21. November wurde das

Digitized by Google

Urteil vollzogen; man hatte die Guillotine in der nach Weisenau zu gelegenen Anlage aufgestellt. Von weit und breit waren die Zuschauer zu diesem gräßlichen Schauspiele herbeigeströmt. Unter den damals Verurteilten befanden sich auch solche, die im heutigen Rheinhessen wohnten. So wurden mit Schinderhannes hingerichtet: Johann Adam Lahr, Taglöhner aus Stein-Bockenheim, Georg Wilhelm Weisheimer, Ackersmann aus Tiefental. Josef Klein, Maurer aus Fürfeld. Ein gewisser Michel Isaak aus Fürfeld, der gestohlene Sachen verkauft hatte, wurde zu 24jähriger Kettenstrafe verurteilt; er wird das Ende derselben wohl kaum erlebt haben. Ein Heinrich Rupp aus Tiefenthal starb schon vorher im Gefängnis. Dem schwarzen Peter ging es besser, er litt am Säuferwahnsinn und wurde in eine Heilanstalt zu Bicêtre bei Paris verbracht. Gewiß verhängte die französische Justiz drakonische Strafen über diese Verbrecher, immerhin waren diese Strafen dem nichtsnutzigen Gesindel gegenüber, das seither Leben und Eigentum bedroht und angetastet hatte, ganz am Platze. Nur so gelang es der Landesregierung, dieses Ungeziefer gründlich zu vertilgen.

Am tiefsten von allen Maßnahmen, welche die Franzosen damals in den Rheinlanden ergriffen haben, griff ihre Konskriptionsgesetzgebung in das Leben unserer Vorfahren ein. Sie hat am Rheine zugleich die größte Erbitterung gegen das französische Regiment wachgerufen und die Erbitterung von Jahr zu Jahr verstärkt. In vieler Hinsicht sind unsere Vorfahren gewiß vor 1792 gedrückt gewesen, Kriegsdienste hatten sie jedoch kaum zu leisten brauchen. Mit Geld konnte man sich leicht vom Militärdienste loskaufen; in vielen Grafschaften und Herrschaften kannte man nur Werbungen und wußte nichts von einer allgemeinen Aushebung. Um so härter wurden deshalb unsere Vorfahren betroffen, als die Franzosen im Jahre 1802 auch für die vier rheinhessischen Departements die Verpflich-

Digitized by Google

tung zum Kriegsdienſte einführten. Der Garniſondienſt wäre ja gewiß für die jungen Leute nichts Furchtbares geweſen, aber von 1805 an verging ja kein Jahr mehr, in dem Napoleon nicht Krieg führte. In einem zu Mainz gedruckten und herausgegebenen Taſchenkalender aus dieſer Zeit fand ich den banalen, aber für den Geiſt der Zeit charakteriſtiſchen Vers:

„Die Bahn der Menſchenliebe,
Der brüderlichen Triebe
Führt in der Tugend Heiligtum.
Wenn Menſchen Brüder werden,
Als Brüder tun auf Erden,
Dann wird die Welt Elyſium."

Dieſer Vers klingt wie ein Hohn auf die Zeitereigniſſe; Napoleon ſorgte ſchon dafür, daß man damals in Europa weiter als je von Menſchenliebe, Brüderlichkeit und darum vom Elyſium entfernt war. In das Jahr 1805 fällt der Feldzug gegen Oeſterreich, 1806 und 1807 kämpfte Napoleon gegen Preußen, vom Herbſte 1802 bis in das Jahr 1814 hinein währte der Krieg gegen Spanien, 1809 brachte wieder einen Feldzug gegen Oeſterreich, dann kamen die großen Kriege von 1812, 1813, 1814 und 1815. Man begreift, daß der Kaiſer hierzu ein ungeheueres Material von Menſchen brauchte und daß damals „ausgehoben werden" gleichbedeutend war mit „zu blutigen Kriegen geführt werden". Wer die ſchönen Erzählungen von Erckmann-Chatrian kennt, weiß, wie damals die Rekruten nicht lange ausgebildet worden, ſondern meiſt ſofort nach der Einſtellung marſchieren mußten, um unterwegs irgendwo eingekleidet zu werden und die nötigen Exerzitien, ſowie die Behandlung des Gewehres ebenfalls auf dem Marſche kennen zu lernen. Von Jahr zu Jahr hatte das Departement Donnersberg mehr Rekruten zur Armee zu ſtellen. 1802 forderte man bei der regelmäßigen Konſkription bloß 300 Mann, 1803 ſtieg

Digitized by Google

die Zahl schon auf 769. Die Zahlen der beiden nächsten Jahre zeigen mit 417 und 491 eine kleine Reduktion. Von da an aber stieg die Zahl der Konskribierten von Jahr zu Jahr. 1806 wurden bei der regelmäßigen Musterung 776, 1807 773, 1808 768, 1809 925, 1810 1055 Mann ausgehoben. Außerdem fanden in den letzten Jahren der französischen Herrschaft noch außerordentliche Aushebungen statt. So wurden 1809 aus den Jahrgängen 1806, 1807, 1808 und 1809 nachträglich bei der außerordentlichen Konskription 1038 Mann zum Kriegsdienste bestimmt, 1810 ebenso weitere 1046. Somit betrug die Zahl der Konskribierten 1809 im Ganzen 1963, 1810 im Ganzen 1971. Ueber die Zahlen für die Jahre 1811—1813 konnte ich in den mir zur Verfügung stehenden Quellenschriften nichts finden, es ist aber als sicher anzunehmen, daß sie noch weit erheblicher waren, da der russische Feldzug die ganze französische Armee vernichtet hatte und Napoleon allein im Jahre 1813 im Reiche eine Million Soldaten aushob. Viele Jünglinge aus unserer Gegend traten freiwillig in das Heer ein; ihre Zahl ist nicht genau bekannt, dürfte aber nach Bodmanns Schätzung für die Zeit von 1802—1810 rund 1000 betragen. Nun müssen wir uns freilich hüten, die Aushebung der Franzosen als allzu rigoros anzusehen. Man hat ausgerechnet, daß abgesehen vom Jahre 1813 auf je 400 der Gesamtbevölkerung in jedem Jahre nur 1 Rekrut kam. Heuzutage ist die Zahl der in Deutschland alljährlich zur Fahne Einberufenen im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung erheblich größer, und im Kriegsfalle wird Deutschland, da die Dienstpflicht sich auf volle 19 Jahrgänge erstreckt, im Verhältnis bedeutend mehr Leute in das Feld stellen, als dies Frankreich selbst in den letzten Jahren der Regierung Napoleons getan hat. Aber es ist zu bedenken, daß die Opfer, die das Land dem Militarismus Napoleons zu bringen hatte, deshalb so ganz besonders schwere waren, weil

Digitized by Google

faſt unaufhörlich Krieg geführt wurde und weil die Söhne des Landes von einem Schlachtfeld zum andern geführt wurden. Die Leute wurden infolge dieſer Umſtände eben jahrelang bei der Fahne feſtgehalten.

Die Konſkribierten des Departements Donnersberg wurden in die verſchiedenſten franzöſiſchen Regimenter verteilt. In den erſten Jahren bildeten ſie meiſt den Erſatz des 16. Linienregimentes, in das allein im Jahre 1806 446 junge Leute aus unſerer Gegend eingeſtellt wurden. Aber auch in andere Infanterieregimenter, ſo in das 46., 39., 90., 103., 122. und 65. kamen ſie. Mit beſonderer Vorliebe ſollen ſie den Dienſt bei der Kavallerie gewählt haben, wie ja auch heute noch die jungen Leute aus Rheinheſſen gern Dragoner werden. In verſchiedenen Karabinier-, Küraſſier-, Chaſſeurs-, Dragoner- und Huſarenregimentern treffen wir Soldaten, deren Heimat zwiſchen Rhein und Donnerberg lag. Desgleichen dienten viele als Artilleriſten, Sappeurs, Pontonniere und Trainſoldaten. Andere kamen zur Garde; eine Anzahl ſogar wurde 1806 und 1809 zur Seeartillerie in Breſt ausgehoben. Beſonders große und ſtarke Leute wurden in die Karabinier- und Artillerieregimenter eingeſtellt. Für die Füſilierregimenter der Garde wählte man Leute mit guter Schulbildung aus.

Vom Jahre 1808 an ſtanden alle Regimenter, denen Leute aus unſerer Gegend angehörten, in Spanien im Felde. Napoleon mußte eine unverhältnismäßig große Truppenzahl auf dieſe Halbinſel werfen, ohne jedoch der Spanier, die von England kräftig unterſtützt, einen erbitterten Kleinkrieg gegen die Franzoſen führten, Herr zu werden. So wurden viele aus dem heutigen Großherzogtum Heſſen, da auch das 4. Heſſen-Darmſtädtiſche Regiment (jetzt Infanterieregiment Nr. 118) als Rheinbundstruppe Napoleon Heeresdienſte leiſten mußte, mit dem Lande jenſeits der Pyrenäen bekannt. Heute noch exiſtieren

Digitized by Google

Briefe, die Soldaten aus Spanien an ihre Angehörigen im heutigen Rheinheſſen geſchrieben haben. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Viele Grauſamkeiten wurden von den fanatiſchen Spaniern an den gefangenen oder in den Hinterhalt gelockten Franzoſen verübt. Die Franzoſen vergalten, wie es nicht anders zu erwarten iſt, dann oft Gleiches mit Gleichem, und unſere Landsleute gingen damals durch eine wilde Zeit hindurch. Im Jahre 1812 ſtanden viele aus dem Departement Donnersberg in Rußland im Felde und viele rheinheſſiſchen Familien beklagten, als die große Armee dort aufgerieben worden war, den Tod ihrer Söhne. Auch an dem Feldzuge gegen Oeſterreich im Jahre 1809 nahmen Soldaten aus dem Departement Donnersberg teil; 24 derſelben verloren in dieſem Kriege ein Glied und bekamen dafür vom Kaiſer eine Dotation. *)

Neben der Beitreibung der Steuern ſahen die Franzoſen ihre Hauptaufgabe namentlich zuletzt darin, daß ſie die Konſkribierten vollzählig zuſammenbrachten. Bodmann ſagt, daß die Konſkribtion im Departement Donnersberg die wenigſten Schwierigkeiten gefunden habe. Das iſt wahrſcheinlich; denn unſere Bevölkerung iſt nicht renitent, und die Jugend unſeres Landes ſchreckt vor den Beſchwerden des Militärdienſtes nicht zurück. Auch heute iſt der Rheinheſſe noch ein guter Soldat, wenn er auch vielleicht nicht ſo bedürfnislos iſt wie der Vogelsberger oder der Sohn des armen Weſterwaldes. Durch ihr Temperament war unſeren Vorfahren die Aſſimilation an ihre franzöſiſchen Kameraden erleichtert. Bodmann ſchreibt: „Man bemerkt bei

*) Ich verweiſe an dieſer Stelle auf mein Buch „Zwiſchen Rhein und Donnersberg", Roman aus der Franzoſenzeit (Gießen, Emil Roth, 310 S., 3 Mk., geb. 4 Mk.), in dem in Form einer Erzählung der Druck des Napoleoniſchen Militarismus auf unſere Vorfahren im heutigen Rheinheſſen geſchildert iſt.

Digitized by Google

den meiſten Jünglingen, daß ſie mit einer Ergebenheit und Jovialität ihrem neuen Beruf entgegengehen, der nicht allein ihren Gehorſam, ſondern ſogar eine Art von militäriſchem Hang verrät. Dieſe Stimmung iſt es endlich auch, die ſie ſo leicht mit ihren franzöſiſchen Waffenbrüdern familiariſiert, daß man ſie nach einiger Zeit kaum mehr in Haltung, Gewandtheit und raſchem Mute von ihnen unterſcheiden kann." In anderen Gegenden der vier rheiniſchen Departements ſcheint die Renitenz gegen den franzöſiſchen Kriegsdienſt bedeutend ſtärker geweſen zu ſein als in unſerer Provinz. So entſtanden, wie Perthes mitteilt, 1809 bei der Aushebung in der Eifel, im Hunsrück, an der Saar und an der Moſel Unruhen, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Desgleichen konnten 1810 an der Nahe die Konſkribierten nur mit ſchwerer Mühe zuſammengebracht werden.

Immerhin gab es auch im Departement Donnersberg genug widerſpenſtige Konſkribierte. Bis 1810 betrug ihre Zahl ſchon 1504. Zu ihrer Verfolgung erließ der Präfekt in Mainz ſcharfe Beſtimmungen. So verfügte er 1811 an die ihm unterſtellten Behörden, daß das Departement von ungehorſamen Konſkribierten gereinigt werden ſolle. Die Feldſchützen, Gendarmen und Zollbeamten wurden angewieſen, ein beſonderes Augenmerk auf Deſerteure zu haben. Als Belohnung für die Verhaftung eines Deſerteurs wurden dieſen Beamten 100 Frcs. in Ausſicht geſtellt. Ueberhaupt nehmen neben Verordnungen, die ſich auf die Steuern bezogen, die Warnungen vor Deſertion den meiſten Raum im amtlichen Teile der „Mainzer Zeitung" ein. Harte Beſtimmungen wurden zur Beſtrafung der flüchtigen Konſkribierten erlaſſen, ihr Vermögen wurde mit Konfiskation bedroht, ihre Eltern waren allerhand Maßregelungen ausgeſetzt. Die Väter mußten ihre flüchtigen Söhne öffentlich durch die Zeitung zur Geſtellung auffordern. So veröffentlicht ein Bürger

Digitized by Google

mit Namen Hahn aus Armsheim 1811 in der „Mainzer Zeitung“ folgende Aufforderung: „Unterzeichneter fordert seinen Sohn Peter Hahn, Schreinergesell, auf, sich nach Haus zu begeben, um die Militärexekution abzuwenden.“ Sogar die Hilfe der Kirche nahm man in Anspruch, um die Kontingente zusammenzubringen, indem man die Geistlichen dazu zwang, öffentlich von der Kanzel vor Desertion zu warnen. Trotzdem ließen sich viele Jünglinge nicht abhalten, sich heimlich nach dem rechtsrheinischen Gebiete in Sicherheit zu bringen.

Für gewisse Fälle freilich war die Befreiung vom Militärdienst vorgesehen. Wer einen Vater hatte, der über 70 Jahre alt war, konnte an das Ende des Depots gesetzt werden. Desgleichen waren die Verheirateten, namentlich in den ersten Jahren nach 1802, vom Dienste befreit. Sie mußten dem Rekrutierungsrat über ihre Verheiratung eine Bescheinigung beibringen, die von drei Familienvätern unterzeichnet war. So kam es, daß junge Burschen, nur um der Konskription zu entgehen, sich rasch verheirateten. Ehemänner, die 18 und 19 Jahre alt waren, waren in der Napoleonischen Zeit keine Seltenheit. In den letzten Jahren, etwa von 1812 an, wurden jedoch auch Ehemänner zum Dienste herangezogen. Ueberhaupt griff man immer mehr auf ältere Jahrgänge zurück. Auch wartete man das 20. Lebensjahr nicht ab; wer einigermaßen militärisch tauglich war, wurde schon mit 18 oder 19 Jahren eingestellt. Nach dem bestehenden Gesetze konnte man sich allerdings einen Stellvertreter beschaffen. Diese Einsteher, wie der technische Ausdruck lautete, waren aber zuletzt kaum noch aufzutreiben. Sie forderten zudem solche Summen, daß manche Familie, die dem Sohne einen Stellvertreter beschaffte, dadurch finanziell ruiniert wurde. Wenn man bedenkt, welche Opfer die Feldzüge Napoleons forderten, so finden wir es auch sehr berechtigt, daß die Einsteher sich tüchtig bezahlen ließen.

Digitized by Google

Als ein furchtbarer Druck lag die Militärgesetzgebung Napoleons namentlich auf den Eltern der jungen Leute, die im konskriptionspflichtigen Alter standen. Am Ende der Franzosenherrschaft hat es wohl kaum eine einzige Familie im heutigen Rheinhessen gegeben, die nicht einen ihrer Angehörigen im Felde stehen hatte. Noch heute kennt man die Namen solcher, die unter Napoleon gedient haben. Sehr viele kamen nicht mehr oder als Krüppel wieder. Und mochte Napoleon auch sonst durch noch so viele Reformen den einzelnen Berufsständen aufhelfen, so nahm doch durch die Militärgesetzgebung die Erbitterung gegen ihn von Jahr zu Jahr zu. Besonders die ältere Generation verwünschte ihn als den Zerstörer des Familienglückes.

Freilich die aus unserer Heimat stammenden Soldaten selber hingen mit unbegrenzter Verehrung an ihrem Kaiser. Er nahm sie heraus aus ihren Familien, aus ihrem ruhigen, friedlichen Dasein, er schleppte sie in weit entlegene Länder, ließ sie kämpfen für Zwecke, die ihnen ganz und gar fremd waren und verstand es dennoch, sie an sich zu fesseln. Sie hungerten, froren, bluteten, litten und starben fern von der Heimat und riefen dennoch begeistert: vive l'empereur! Neigebauer berichtet in seinem Werke „Darstellung der preußischen Verwaltung am Rheine 1813—1819" (Berlin, 1821), im Jahre 1813 sei ein junger Bauer aus Pfalzdorf bei Kleve, der in Rußland bei der französischen Garde gedient hatte, mit erfrorenen Gliedern und dem Tode nahe in die Heimat zurückgekehrt. Als alle seine Bekannten Napoleon als Mörder verwünschten, habe er sich das verbeten. Als eine Niederlage bekannt wurde, habe er die größte Niedergeschlagenheit gezeigt, als aber die Kunde von der Schlacht bei Dresden kam, habe er gesagt: nun sterbe ich gern. Viele unserer Landsleute stiegen im Heere Napoleons von Stufe zu Stufe. Die Invaliden bekamen Anstellungen, und zwar je nach

Digitized by Google

ihrem militäriſchen Range, die Offiziere als Beamte höherer Kategorie, die Unteroffiziere und Mannſchaften als Feld- und Waldſchützen, Förſter, Briefträger oder Zollbeamten. Viele aus dem heute lebenden Geſchlechte haben ja noch perſönlich franzöſiſche Veteranen gekannt. Herr Prälat D. Walz in Darmſtadt ſchreibt mir: „Ich bin in meiner Kindheit noch mit einem ehrwürdigen Veteranen aus der napoleoniſchen Zeit in Frieſenheim bekannt geworden, der mir einen unvergeßlichen Eindruck machte. Dieſer Held von Wagram und Borodino war durch die gewaltige Zeit innerlich gereift; er war ein frommer Chriſt und ein geachteter Bürger geworden und hatte ſich ſelbſt eine Bildung angeeignet, die über das Gewöhnliche hinausging. Die Erinnerung an Napoleon, die in ihm lebte, hatte dem Deutſchen in ihm nichts geſchadet. Er war der beſte Patriot. So hatte ich an einem einzelnen Manne das Beiſpiel, wie jene ſchwere Zeit tüchtigen Naturen zu ernſter Ausreife und zu ſittlicher Charakterbildung verholfen hat, was ja bekanntlich auch für das große Ganze in gewiſſem Sinne gilt.“ Dieſes Urteil über einen einzelnen Krieger aus jener Zeit iſt für die Geſamtheit zutreffend.

Auguſt Becker, der bekannte pfälziſche Schriftſteller, ſchreibt 1857 in ſeinem Buche „Die Pfalz und die Pfälzer“: „Nur wenige Veteranen aus jener Zeit ſind in Klingenmünſter übrig, kaum mehr zwei oder drei, deren Erinnerung einzig und allein nur der große Napoleon einnimmt. Sie träumten lange von ſeiner Rückkunft. Denn daß er geſtorben, wollte mancher nicht glauben. Mit der Bibel ſuchten ſie an den langen Winterabenden die Vorherſagungen der drei Wehe, welche den Kaiſer treffen ſollten, aus der Apokalypſe und den großen Propheten herauszudeuten und in den Wirtshäuſern ſangen ſie zuweilen auch das alte: „„Zu Auſterlitz, da hat's geblitzt!““ oder auch: „„Als wir aus Rußland ſind retiriert!““ und „„Napoleon, der

Digitized by Google

große Mann, ſprach: Wir ſind verloren! Unſere ſchönſten Grenadier' ſind im Schnee erfroren!" Faſt in allen dieſen Veteranen lebte trotz 1813 und 1815 der Glaube an die Unüberwindlichkeit der franzöſiſchen Waffen. Als 1870 die preußiſchen Truppen durch Rheinheſſen marſchierten, ſagte der alte Saß zu Wonsheim, der unter Napoleon als Artilleriſt in Spanien gedient hatte: „Zieht nur hin, ihr werdet bald geſchlagen zurückkommen." An vielen Orten unſerer Gegend, ſo zu Mainz, Kreuznach, Frankenthal und Worms ſtehen auf den Friedhöfen Denkmäler, auf denen heute noch die Namen der Veteranen Napoleons und der Regimenter, in denen ſie geſtanden haben, zu leſen ſind.

Ich habe im Vorſtehenden ſchon angedeutet, daß Napoleon ein Deſpot war und nichts mehr unterdrückte als die Regungen des geiſtigen Lebens. Univerſitäten nach deutſchem Muſter gab es nicht in ſeinem Reiche; die ſogenannten Spezialſchulen waren Fachſchulen, die ganz und gar von den Staatsbehörden bevormundet wurden. Buchhandel und Zeitungsweſen wurden im franzöſiſchen Kaiſerreiche auf beiſpielloſe Art unterdrückt; alles geiſtige Leben wurde dadurch unterbunden; eine Litteratur in unſerem Sinne gab es unter Napoleon nicht. Die Zahl der Buchdrucker wurde von dem Jahre 1811 an für jedes Departement beſtimmt. Die Buchdrucker wurden beeidigt und patentiſiert und ihnen vor allem Anhänglichkeit an das Vaterland und — was für Napoleon das Wichtigſte war — an den Monarchen zur Pflicht gemacht. Alle Druckſchriften waren einer ſtrengen Zenſur unterworfen. Vergehen gegen die Zenſur wurden ſtreng beſtraft; der Miniſter des Innern konnte beliebig einem Buchdrucker wieder ſein Patent abnehmen. Sogar die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker und die Gebetbücher wurden vor der Drucklegung genau geprüft. Bücher, die im Auslande gedruckt worden waren, wurden an der Grenze

Digitized by Google

von den Mautbeamten in Empfang genommen, mit Stricken umwunden, versiegelt und nach der zunächst gelegenen Präfektur gebracht. Wurden sie hier nicht beanstandet, so wurden sie mit einem Stempel versehen und konnten in den Handel gelangen. Augenscheinlich richtete sich diese Maßregel zumeist gegen Schriften deutschen Ursprungs wie gegen die Schriften von Ernst Moritz Arndt.

In gleicher Weise unterdrückte Napoleon das Zeitungswesen, Blätter, die der Regierung mißliebig waren, wurden sehr schnell unterdrückt. Durch ein Dekret vom 3. August 1810 wurde für jedes Departement nur eine Zeitung geduldet. Und die geduldeten Zeitungen sind unter dem Drucke der Regierung zu wahrhaft kläglichen Preßerzeugnissen geworden. Vorgänge politischer Art durften in ihnen kaum erwähnt werden, selbst Lokalnachrichten sind kaum darin zu finden. Ich habe die Jahrgänge 1808—1811 der „Mainzer Zeitung" oder wie sie seit 1810 auch noch hieß der „Gazette de Mayence" durchgesehen in der Hoffnung, aus ihnen eine reiche Ausbeute an geschichtlichem Material, namentlich ein Bild von der damals im Volke herrschenden Stimmung zu gewinnen. Diese Ausbeute ist mehr als dürftig gewesen; eine lateinische Grammatik hätte mir ungefähr dieselben Dienste geleistet. Von den Kämpfen in Rußland und Spanien wird kaum etwas gesagt, höchstens wird berichtet, wie man einen Sieg des Kaisers gefeiert hat. Nur Lappalien werden berichtet. So nehmen die Hofberichte und die Berichte über Opernvorstellungen in Paris einen breiten Raum ein. Von dem Renntierfang in Kamtschatka erhalten die Leser eine eingehende Schilderung. Vermutlich lenkte man ihren Blick nach Kamtschatka, damit sie nicht an Spanien und Rußland denken sollten. Nichtigkeiten, Kleinigkeiten füllten die Spalten des Blattes, um die Leser glauben zu machen, es sei ringsum in der Welt alles in bester Ordnung. So lesen wir in der

Digitized by Google

Nummer vom Samstag den 19. „Jänner" 1811 als eine Mitteilung aus Mainz: „Es zeigen sich angebliche Schatzgräber und Zauberer, welche auf die Leichtgläubigkeit der Landleute rechnen und Reichtum und Gesundheit versprechen, um sich Geld zu verschaffen." In demselben Zusammenhang wird berichtet, eine arme Frau bei Speyer habe Hausgeräte und eine Kuh für Zauberer geopfert, die sich als Geistliche ausgaben und ihr ein Sanktissimo (!) verschaffen wollten, damit sie Schätze heben könne. Andere Gauner hätten einem Bauer 5 Louisd'ors abgenommen, die sie unter Hersagung von allerhand Formeln vergraben hätten, um ihm Reichtum zu verschaffen. Statt dessen hätte er hinterher nur einen Stein gefunden.

Mit solchen Dummheiten unterhielt damals eine rheinische Zeitung ihre Leser, während die Weltgeschichte ihren gewaltigen Gang ging und sich Ereignisse zutrugen, die die Herzen erschütterten und in das Leben der Einzelnen tief hineingegriffen. Andere Zeitungsartikel haben einen ganz bestimmten Zweck, so die Notiz, daß die Ragusaner Seeleute, von patriotischer Begeisterung und von Liebe gegen den Kaiser entflammt, sich vollzählig zum Dienst der französischen Marine gestellt hätten. Als im März 1811 dem Kaiser ein Sohn geboren wurde, der bekanntlich schon in der Wiege den Titel „König von Rom" empfing, stand am zweiten Tage nach der Geburt in der „Mainzer Zeitung" und wohl auch in allen anderen französischen Zeitungen ein von den Aerzten Bourdois und Anvity unterzeichnetes Bulletin zu lesen, das folgenden Inhalt hatte: „Seine Majestät, der König von Rom, hatten eine sehr gute Nacht, obgleich er vorübergehende Bauchgrimmen fühlte, die, wie man weiß, in dieser Epoche seines Lebens unvermeidlich sind. Diesen Morgen befanden sich Seine Majestät sehr wohl." Deutlicher kann man gewiß die damalige Lage der

Digitized by Google

franzöſiſchen Preſſe nicht ſchildern, als wenn man auf dieſe Notiz, die heute ganz gut im „Simpliziſſimus“ ſtehen könnte, damals aber höchſt ernſthaft gemeint war, hinweiſt. Das war doch der Byzantinismus auf der Polhöhe.

Großen Druck übte Napoleon auch durch ſeine geheime Polizei aus, die jede freie, geiſtige Regung argwöhniſch überwachte und unterdrückte. Ungefähr ſeit dem Jahre 1810 begann man auch damit, die franzöſiſche Sprache in den vier rheiniſchen Departements einzuführen. Alle amtlichen Schriftſtücke wurden in franzöſiſcher Sprache ausgefertigt, ebenſo wurden auch die Ortsbezeichnungen franzöſiſch geſtaltet. Die Straßenbezeichnungen auf den Plänen der Stadt Mainz aus dieſer Zeit beweiſen dies, allerdings ließ man die lokalen, deutſchen Bezeichnungen daneben noch beſtehen, eben weil dieſe nicht ſo kurzer Hand in Abgang kommen konnten. So finden wir auf dieſen kleinen Plänen eingeſchrieben: rue blanche = Weißgaſſe, rue des pierres = Steingaſſe, rue des trois couronnes = Dreikronengaſſe, place Munster = Münſterplatz und Aehnliches. Ebenſo verdrängten Mayence, Spire, Deuxponts, Sarreguemines, Coussel, Hombourg die deutſchen Städtenamen, die man ſeit Jahrhunderten kannte. Der Götzendienſt, den der Kaiſer für ſeine Perſon von ſeinen Untertanen verlangte, verleidete namentlich den Gebildeten in unſerer Gegend das franzöſiſche Regiment. Allgemein war man um das Jahr 1810 in den Rheinlanden der Franzoſenherrſchaft überdrüſſig.

Die Ereigniſſe, welche zur Folge hatten, daß unſere Vorfahren von der Fremdherrſchaft befreit wurden, ſind bekannt. Der Komet, der in dem fruchtbaren Jahre 1811, einem der beſten Weinjahre des Jahrhunderts, zu ſehen war, deutete bei dem abergläubiſchen Teile unſerer Bevölkeruug auf einen großen Krieg. Es war nun freilich damals kein Kunſtſtück, Krieg zu prophezeien, wie es kein Kunſtſtück iſt, für den Januar Kälte

Digitized by Google

vorauszuſagen. Dieſer Krieg kam im Jahre 1812; die Vernichtung der gegen Rußland in das Feld gezogenen franzöſiſchen Armee war der Anfang vom Ende Napoleons, der bereits mit den Spaniern nicht hatte fertig werden können. Als die Verbündeten um die Wende der Jahre 1813 und 1814 den Rhein überſchritten, hatte die Franzoſenherrſchaft im heutigen Rheinheſſen ihr Ende erreicht. Vom Oktober 1792 bis zum Januar 1814, alſo im Ganzen 21 Jahre und 3 Monate, waren die Franzoſen auf deutſchem Boden geweſen. Zwar brachten die beiden nächſten Jahren unſeren Vorfahren nichts weniger als Freiheit und Erleichterung. Die durchmarſchierenden Ruſſen waren höchſt unangenehme Gäſte, von denen man noch heute in Rheinheſſen nichts Löbliches berichtet. Als die Verbündeten das linke Rheinufer betreten hatten, war das ſeitherige Departement Donnersberg zunächſt ohne Verwaltung; der Präfekt Jeanbon St.-André war, wie oben mitgeteilt iſt, am 10. Dezember 1813 in Mainz geſtorben, die übrigen Präfekten, Unterpräfekten wie überhaupt die franzöſiſchen Beamten hatten das Land verlaſſen. Man richtete ein proviſoriſches Regiment ein, Kriegskommiſſare leiteten zunächſt die Verwaltung. Im Großen und Ganzen waren die Verhältniſſe in unſerer Gegend während der Zeit des Wiener Kongreſſes ziemlich ungeregelt. Erſt, als im Jahre 1816 unſere Heimat als Provinz Rheinheſſen zum Großherzogtum Heſſen kam, begann eine Zeit der Ruhe und Ordnung. Unſere Vorfahren atmeten auf, da ſie jetzt von einem ſchweren Drucke befreit waren. Als der bekannte Schulmann und nachmalige Leiter des preußiſchen höheren Schulweſens Eilers 1819 als Gymnaſialdirektor nach Kreuznach kam, fand er, wie er in ſeinen Lebenserinnerungen ſchreibt, dort überall fröhliche Menſchen, und er ſchreibt, daß namentlich die Befreiung von der franzöſiſchen Konſkription dieſe Fröhlichkeit hervorgerufen habe. —

Digitized by Google

Ich habe im Obigen an vielen Stellen an Einzelheiten ſowie in der Einleitung in zuſammenfaſſender Weiſe die Bedeutung der Franzoſenherrſchaft in Rheinheſſen für die nachlebenden Generationen zu charakteriſieren geſucht, ſo daß ich hier, am Schluſſe angelangt, das Fazit nicht mehr zu ziehen brauche. Auch wie ich über Napoleon denke, habe ich an verſchiedenen Stellen zum Ausdruck gebracht. Ein rheinheſſiſcher Landtagsabgeordneter ſchrieb mir neulich: „Napoleon war unſere Rettung“. Dieſem Urteile ſtimme ich in gewiſſem Sinne bei. Er war unſere Rettung nicht in dem Sinne, daß er uns in poſitiver Weiſe Gutes gebracht hätte, ſondern dadurch, daß er tabula rasa macht mit den Zuſtänden und Verhältniſſen, die vom Mittelalter her in unſerem Lande beſtanden. Die Franzoſenherrſchaft, ſo hart ſie unſere Vorfahren bedrückte, war eine geſchichtliche Notwendigkeit. Die Zeit, von 1792 bis 1814, da die Franzoſen die Herren in den Rheinlanden waren, ſtellt ſich dar als die durchaus notwendige Zwiſchenperiode zwiſchen dem Zuſammenbrechen des mittelalterlichen Staatsgefüges und der neuzeitlichen Geſtaltung der Dinge. Die franzöſiſche Revolution hatte das alte Gebäude niedergelegt, Napoleon legte das Fundament zu dem neuen, aber der Ausbau desſelben blieb der Großherzoglich Heſſiſchen Regierung vorbehalten, die in Wahrheit durch poſitive Arbeit unſere Rettung geworden iſt. Für das heute lebende Geſchlecht iſt es aber dringend nötig, daß es die im obigen geſchilderte Zeit im Gedächtniſſe behält. Die Erinnerung an die Franzoſenzeit iſt ein gutes Mittel gegen die ſogenannte „Reichsverdroſſenheit“, eine Krankheit, die neuerdings, namentlich innerhalb des durch blau-weiße Grenzpfähle bezeichneten Gebietes aufgetreten iſt. Und wenn wir Rheinheſſen heute um 100 Jahre in die Vergangenheit zurückgehen und an die Not und an den Kummer, an die Leiden und an die Tränen unſerer Urgroßväter und

Digitized by Google

Großväter denken, ſo muß es wunderbar zugehen, wenn wir uns nicht von Herzen darüber freuen, daß wir dem mächtigen deutſchen Reiche angehören und einen Kaiſer an der Spitze haben, der kraftvoll das Reich nach außen und innen lenkt und die Erhaltung des Friedens als ſeine vornehmſte Aufgabe anſieht.

89096977426
B89096977426A

Digitized by G